
Bauern ABC
von
Franz Pocci.
München.
Katholischer Bücherverlag
KNILLING

Mit 25 figurierten Initialen

Holland, Pocci 279
Rümann 1596


Bauern
ABC
von
Franz Pocci.
München,
Katholischer Bücherverlag
KNILLING.

Vorwort.

Nicht als ob ihr Bauern das A B C nit schon von Haus aus kenntet (denn ihr versteht's oft besser aus dem ff als die Studierten) hab' ich das Büchlein also benannt, sondern vielmehr darum, weil denn doch alle Dinge in der Welt mit einem Buchstaben anfangen und Einem, so man das A B C durchgeht, bei manchem Buchstaben ein gescheites Wörtlein einfällt. Auch darum, weil es in der Welt, wenn Alles so zu sagen A B C-mäßig richtig herginge d. h. in Ordnung und regelrecht, gerad nicht schlecht stünde, item weil unser lieber Herrgott selber sagt: „Ich bin das Alpha und das Omega.," soviel als wie: bei mir und in mir ist das A und das Z, nämlich der Inbegriff von Allem und Allem. Weil nun hie und da Einer von euch im Winter des Abends ein Buch zur Hand nimmt und den Andern, sei's Bäurin, Kindern, Knecht oder Dirn, Was vorliest (während die „Weibeten" spinnen und die Burschen am Licht zündeln, dabei auch ein Pfeifl rauchen, wenn der Hausvater nichts dagegen hat, oder gar auf

der Ofenbank herumflacken und schnarchen, daß das Vieh im Stalle an den Ketten rasseln möchte vor Furcht und Schrecken) — darum und zu diesem Zwecke hab ich das Büchlein verfaßt, nicht etwan aber hochmüthig, denn ich weiß recht wohl, daß ihr Besseres zu lesen habt. Ihr dürft nur in euer „Kastl“ greifen, das zumeist unter dem Cruzifix in der Stubenecken an der Wand ist; da habt ihr wohl das alte und neue Testament und eine schöne Heiligenlegende oder sonst ein frommes Buch. Mein Büchl will bescheidentlich nur in die Hand genommen sein, wenn ihr nichts Besseres habt und der Abwechslung halber. So mögt ihr denn mannichmal drinnen herumblätteln und einen Buchstaben herauslesen. Und da doch ein Jeder, wie ich schon Eingangs gesagt, das ABC wohl kann, so mag ihm denn, wenn ihm auf dem Feld oder bei der Holzarbeit im Walde ein Buchstab in den Sinn kommt, auch Manches beifallen, was in dem Capitel desselbigen Buchstaben erzählt ist. Sind wir doch Alle — Jung und Alt — ABC-Schützen und haben nie ausgelernt, so lange wir auf Erden sind!

Zu Neujahr 1856.

Der Verfasser.



Arbeit hat der Bauer gerad genug — das weiß ein Jeder selbst:

Pflügen, sä'n,
Dreschen, mäh'n —
Auf dem Feld und in dem Haus
Geht die Arbeit niemals aus. —

Die Bauernarbeit ist aber das älteste Gewerb auf der Erde; denn der erste Bauer ist eigentlich schon Vater Adam gewesen, nachdem er aus dem Paradiese vertrieben war und unser lieber Herrgott zu ihm gesagt hatte: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Auf die Schranne ist er freilich noch nit gefahren und ist das Getreid von der Hand in den Mund gegangen, hat darum auch, Gott sei Dank, noch keine Wucherer gegeben! Wenn nun aber so mancher Bauer über die

Arbeit klagen möcht' oder meint, daß ihm vor Allen der Schweiß über's Gesicht rinnt und Etliche hie und da die vornehmen Oeconomen spielen und lieber vom Guckfensterl aus wie die sogenannten „Haarbeutelbauern" ihr Anwesen versehen möchten, so heißt das den Bauernstand wenig in Ehren halten und ist ein grober Irrthum, als ob die andern Leute, wenn sie nicht gerade Faulenzer von Haus aus sind, nicht auch ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts verdienen müßten vom untersten Schreiber bis zum König hinauf, dem gar die ganze Last und Verantwortung des Regierens auf dem Herzen liegt und der wohl mehr Sorgen und Kümmerniß haben mag, als alle Bauern zusammen im ganzen Land, die hinter'm Pflug schwitzen, sich aber sorgenfrei in's Bett legen, und ist einem jeden Menschen Arbeit auferlegt nach seinem Maaße, wie der weise Salomo spricht. Ja sogar die Menschen, welche man um ihren großen Reichthum beneidet, haben die meiste Sorg' und stehen Angst und Noth aus, ob nicht irgend ein Falliment oder eine Staatsoperation sie in Einem Hui um all das Ihrige bringt. Und von wegen der Arbeit ist vom Schöpfer schon die ganze Natur darauf eingerichtet. Die Elemente müssen arbeiten, Feuer, Wasser, Luft und Erde, und Alles was da lebt und webt; tragen ja doch die Vögel, von denen man glauben sollte, sie sei'n nur die faulen Musikanten (wie Hornisten, die von einem Wirthshaus in's andere zieh'n), den Waldsaamen hin und her und verwundert sich dieweil Einer, daß irgendwo ein junges Bäumlein so mir und dir nichts aufschießt und

wenn man oft glaubt es sei ein Thier schädlich, ist's oft nit wahr, weil's wieder andere bekämpft, die mehr Schaden thun. — Kurz es geht Alles Hand in Hand auf der Erde, so daß wir die Weisheit Gottes in seinen Anordnungen nicht genug bewundern und lobpreisen können. Ihr könnt also nichts Gescheiteres thun, als daß ihr eure Buben und Mädeln tüchtig zur Arbeit anhaltet; die Arbeit macht ein fröhlich Herz und man bleibt gesund dabei. Am meisten Doctor und Medicamente bedürfen die Leute, welche in Verhältnissen sind, gar nichts arbeiten zu müssen. Nun hoffen wir, daß solche aber ihren Beutel fleißig aufthun und den Armen geben, dann haben sie auch was gethan. Die Armuth gehört auch in's **A**=Capitel. Es muß aber Arme und Reiche, Niedere und Vornehme auf der Welt geben, denn die sogenannte gleiche Austheilung könnte nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde bestehen, wenn nicht alles Gewerb, aller Erwerb, somit überhaupt alle Thätigkeit der Menschen aufhören soll; und da haben wir wieder in der Schöpfung Gottes das schönste Beispiel von der großen und nothwendigen Verschiedenheit der Geschöpfe; denn wie säh's denn aus, wenn sich die Maus beschweren wollte, warum sie nicht ein vornehmes Pferd sei? oder alle Wachholderstauden lauter schöne Eichen oder Buchen sein möchten? Kurz — Alles ist so, wie es sein soll.



Barmherzigkeit. Auf das **A** kommt das **B** und nit weit von der Armuth sollte gleich die Barmherzigkeit stehen; aber damit sieht's oft nicht am besten aus; denn wenn gleich unser Herr und Heiland gar deutlich gesagt hat: „Seid barmherzig, wie auch euer „Vater (im Himmel) barmherzig ist," — so denken doch die Meisten zuerst an sich und lang hernach erst an die Andern oder auch gar nicht. Die Barmherzigkeit ist wie ein gar großer, weiter Acker, auf dem ihr viel Körnlein, groß und klein, dick und dünn aussäen könnt und geh'n die Engel auf solchen Feldern auf und nieder, pflegen den Saamen, den ihr ausgestreut, gar wohl, damit die Pflanzen hoch aufwachsen und mit ihren glänzenden Blumenkronen süßduftend bis in den Himmel hinaufreichen. Sollte man doch meinen, daß jedes

menschliche Gemüth der Barmherzigkeit geneigt sei, aber es ist leider dem nit so und die Habsucht und Selbstsucht treten oft mit dem Erzfeinde, dem Neid, in Compagnie, bis das ganze Menschenherz an den Satanas verschachert ist! Allwo noch auf dem Lande der schöne Brauch nach altem Herkommen gang und geb' ist, daß kein Armer von der Hausthüre ohne einen Pfennig oder ein Stück Brod weggeht, da hat's wohl noch gute Wege; denn der geringe Pfennig wird dort oben gleich auf Interesse gelegt, und wenn ihr einmal hinauf kommt, werdet ihr staunen, was für ein unvergänglicher, herrlicher Schatz euch bereitet wurde, um auf der Wage der Gerechtigkeit ein Gewicht für euer Seelenheil abzugeben. So ein „Vergelt's Gott," das euch ein Armer zum Dank sagt, wiegt gar schwer in den Augen Gottes. O laßt doch nicht leicht Einen unbeschenkt von euch wegge'hn, und „wer euch bittet, dem gebt;" fällt mir bei dieser Gelegenheit ein altes Geschichtlein bei, das ich hieherſetzen will, beiläufig wie es vor ein paar hundert Jahren niedergeschrieben worden:

„Barmherzigkeit ist ein kostbar Kleinod, so einer bei „sich tragen mag all Weg und Steg. Ritt einmal ein „edler Ritter von seiner Burg herab, willens einen lie„ben Nachbar heimzusuchen und mit selbem jagens zu „gehn. Allwie er durch den Wald reitet, wo er sich „gar sehr an dem hellen Schein der Waldblümlein „erfreut und an dem fröhlichen Sang der Vöglein, „so in großer Anzahl auf den Zweigen ruhen oder ihm „über dem Haupte schweben, sitzt ein alter Mann, am

„Leibe schier nackend, unter einer Linde und hebt also „an: Vieledler Ritter, seht mich hungrig und bloß „dasitzen, bitt' euch um euer Mäntelein, damit ich mich „zudecken kann; worauf ihm der Ritter gern das Män„telein schenkte; fahrt aber der Arme weiter fort und „spricht: Ach, edler Herr, das Tuch deckt mich nur „halb zu, schenkt mir auch euer Wams und Hosen. Kann „sich der Ritter der Barmherzigkeit nit erwehren und „reicht ihm auch das mildthätig hin, worauf der Alte „sagt: dank' euch darum, möcht' aber auch um Gottes„lieb euer Barett verlangen, dieweil mein Haupt des „Haars entbehrt und mich die Sonnenstrahlen brennen. „Auch das gewährt der Ritter und immer mehr und „mehr auf Andringen des Bettlers, bis er selbsten im „Linnenhemdlein und barfuß auf dem Roß sitzt, sein „gutes Schwert an der Seiten; mußt schier selbsten über „sein' Figura lachen und denkt sich: werd' weiter nit zum „Gespött in die Burg meines Freundes einziehen, will's „aber dem Herrn opfern; glaubt nun fürbaß reiten zu „können; da will aber der Bettelmann gar noch das „Linnenhemdlein begehren, worüber der Ritter baß un„wirrsch wird und ihn mit harten Worten von sich weist „und seines Weges weiter reitet. Fehlt auch nit, daß „auf der Burg dann viel Gelächters und Kurzweil „getrieben wird, da der edle Herr hoch zu Roß im „Hemdlein einreitet; thut aber selbsten mit und legt sich „Alles nach dem Abendtrunk vergnügt zu Bett. Wie „aber der Ritter eingeschlafen, hat er ein wunderbar „Traumgesicht gehabt, allwo ihm unser Herr und Hei-

„land in großem Himmelsglanze erschienen ist, selband „angethan mit all Gewand und Hab, so der Ritter im „Walde dem Bettler geschenkt, und ließ sich des Herrn „Stimme also vernehmen: Was du dem Armen gethan, „das hast du mir gethan und dein Lieb und Barm„herzigkeit wird dir an mir vergolten sein! Darob „denn der Ritter gar schnell erwacht und auf die Knie „hinfällt und spricht: O mein Herr und Heiland, wie „gereuet mich, daß ich dir nit auch das Linnenhemdlein „gegeben hab'! — Und war von nun an des Ritters „Barmherzigkeit noch größer, als vordem, obgleich er „allweil den Armen viel Guts erwiesen hatte. Er „konnt' aber des Gebens nit satt werden und ist ihm „dabei der Segen an Hab und Gut nie ausgangen bis „er endlich sanft und freudig im Herrn entschlafen ist."

Aber nicht gegen unsere Nebenmenschen allein, sondern auch gegen die Thiere sollen wir barmherzig sein. Es ist wohl eine Schande für die Menschheit, die doch im Christenthume aufgewachsen und erzogen ist, daß man der sogenannten „Vereine gegen Thierquälerei" zu bedürfen scheint, damit der Grausamkeit Einhalt gethan werde, die man gegen die armen Geschöpfe verübt, welche der Schöpfer uns zu Dienst und Nahrung bestimmt hat. Sollte man doch meinen, ein jeder Christ wisse es hinlänglich, daß die Thierquälerei eine grobe Sünde sei gegen den Schöpfer selbst. Wie oft Pferde oder andere Zugthiere auf's grausamste mißhandelt werden, wenn sie nicht sogar das leisten, was sie nicht zu leisten vermögen, das kann man leider nicht selten auf

allen Landstraßen sehen oder auch auf Feldern und in Wäldern. So ein Seufzer oder Schrei eines gequälten Thieres ist aber ein Ruf, der bis zu dem lieben Gott im Himmel hinaufhallt und weh' denen, die dergleichen veranlaßt haben! Ja sogar die armen Thiere werden bisweilen noch gequält, die kurz darauf ihr Leben lassen müssen, damit wir uns ein Gutes thun! Dergleichen kann man den Leuten nicht oft genug vorhalten. Wer aber mit den Thieren unbarmherzig umgeht, dessen Herz ist wohl noch mehr der Barmherzigkeit gegen die Menschen verschlossen und wie's um solche aussieht, das wißt ihr schon selbst und die Erfahrung zeigt es uns im Leben nur zu oft!

Barmherzigkeit, Barmherzigkeit
Sei deines Wandels stet' Geleit;
Thu auf dein Herz,
Tröst' Andrer Schmerz,
Damit die Milde Gottes sich
Auch dir erweise gnädiglich



Christenthum. Seit der liebe Gott zur Erlösung der Menschheit durch seinen lieben Sohn, unsern Herrn und Heiland, das Christenthum auf diese Erde gesandt hat, sollten wir auch christlich leben und uns fleißig und getreulich an die Gebote halten, die uns der Erlöser unmittelbar während seines Lebens auf Erden oder mittelbar durch die von ihm gestiftete heilige Kirche gegeben hat. Aber mit dem christlichen Leben ist es so ein eigen Ding, und wie in den Städten, so auf dem Lande draußen, meinen nicht eben die Wenigsten, damit sei's abgethan, daß Einer Sonn- und Feiertags in die Kirch' geht zu Amt und Rosenkranz, an den gebotenen Tagen die Fasten hält und etwa einmal des Jahres, weil man's thun muß, zur Beicht und Communion sich einfindet. Nun wäre das wohl recht und Pflicht, wie

sich von selbst versteht; aber damit allein ist's auch nicht schon christlich gelebt. Wer nur in der Kirche ein Christ ist und nicht auch im Haus, auf dem Feld und überall, d. h. wer die Religion nicht lebendig im Herzen hat — dessen Christenthum kauf' ich nit theuer. Will euch nur ein Beispiel anführen, wie's oft zugeht in einer sogenannten christlichen Gemeinde: Wenn's Sonntags früh zum Hochamt läutet und die Glocken gar hell und lieblich über Wald und Flur klingen, sieht man's wohl mit Freuden, wie Alles zur Kirche zieht. Durch die Felder her wogt's wie bunte Blumen, die der Wind bewegt; dort kommen ein Paar aus dem Buchenwald heraus, da drüben Weib und Kinder von dem Einödhof, dieweil den Mann das Haushüten trifft — wieder einen andern Weg her eilen Knecht und Dirn — kurz von allen Seiten her geht man Gott zu Gefallen. Bald steht ein Häuflein hie und dort vor dem Gotteshaus oder dem Wirthshaus, das zumeist nit weit von der Kirche abgelegen (denn wo unser Herrgott sein Haus gebaut, da hat auch der Teufel gern seine Butik' aufgeschlagen, wie ein altes Sprichwort sagt). Einige sind bei den Gräbern auf dem Kirchhofe und beten den Ihrigen, die da still unter dem Gras liegen, ein Vaterunser. Alles wartet auf's Zusammenläuten; der Herr Pfarrer kömmt aus dem Pfarrhofe herüber und die Meßnerbuben blasen schon die Kohlen im Weihrauchfaß an, das sie vor der Sakristeithüre hin und her schwenken; bald ist die Kirche voll und Jeder faltet die Hände, weil's eben so der Brauch ist. (Geb' Gott, daß auch ein

Jeder sein Herz bei der Sach' habe!) Wenn nun bei der Predigt hie und da Einer eingeduselt ist, so merken dafür die Andern besser auf und Alles geht gut; macht auch so mancher einen frommen Vorsatz unserm Herrgott zu Lieb. Nach dem Segen und wenn das Weihwasser gegeben, strömt's aus der Kirch'. Will weiter nit sagen, daß etwa gar Ein oder Anderer denkt: bin froh, daß's aus ist. Weiber und Kinder zieht's heim, die Männer und Burschen, nit die wenigsten, aber ins Wirthshaus, um ein Maßl zu trinken, was wohl nichts Uebles ist, wenn Einer Durst hat und das Geld dazu, ihn zu löschen. Nun dauert aber bisweilen das Löschen länger als der Durst; dabei schiebt Einer per Jux eine Kugel auf der Kegelbahn hinaus. „Thun mir Eins — heißt's — nur um Pfennig!" Der Vorschlag ist nicht schlecht und das Geklapper geht an. Die zum Essen nach Hause gegangen, kommen Nachmittags wieder, 's wird immer lustiger. Anfangs ganz respectabel und heimlich, allmählig werden die Köpfe warm, da wird ein bißl disputirt, die Grobheit bleibt auch nicht aus, da ist denn bald der Teufel auch dabei; denn der setzt gern Kegel auf und 's freut ihn, einzuschenken. Vom Streiten wird's ein Fluchen, dann ein Stoß oder ein Preller und der böse Handel ist im Gang. Wenn's dann nur ein paar blutige Köpf absetzt, darf man noch vom Glück sagen; wie oft aber hat Einer im Rausch und im Zorn schon sein Sackmesser gezogen und den Andern gestochen, daß der das letzte Mal beim Kegeln war. Und so hat denn der christliche Tag mit dem

Kirchgang seinen Anfang gehabt und mit dem Todschlag geendigt! Und doch meint ihr, so ein Leben sei christlich? Plappert den Rosenkranz daher ohne an was zu denken, als wie ihr dem Nachbar Etwas zum Tort anthun könnt oder sonst einen saubern Handel anzustellen; die Knechte thun auch gar fromm beim Gebetläuten und freut sich Mancher dabei schon auf's „Fensterln,“ und wie manche Bauern, die sich christliche Hausväter nennen, verthun ihr Hab und Gut nach und nach im Wirthshaus, weniger oft von wegen des Trinkens, als weil sie die Arbeit nit mehr freut, während die Bäurin Schmalz und Mehl zusammenklauben muß, damit sie den Kindern und Dienstboten kochen kann. So kommt denn der sogenannte gute Christ durch sein unchristliches Leben gar auf die „Gant;“ ein mitleidiger Jud', einer von denen, wie sie im Lande herum Alles gleich ausgeschnuppert haben, will heraushelfen, setzt ihn aber erst recht hinein und Noth und Elend halten in dem christlichen Bauernhof ihren feierlichen Einzug, gar liebe Hausgenossen! Wie's dann weiters wird, das wißt ihr selbst und es bedarf keiner genaueren Explication. Dieß und dergleichen sind aber größtentheils nur die Folgen davon, daß die Leute meinen, es sei genug so man nur in der Kirch ein Christ sei, das Andere werd' sich schon von selber finden; da ist aber dieweil Einer schlechter, als die gottlosen Heiden, die ihre Religion besser in Ehren gehalten, als wir erlöste Christen die unsre. Ein solches Christenthum ist nur ein todter Glaube; unser lieber Herr aber hat uns einen lebendigen Glauben

hinterlassen wollen, der in Fleisch und Blut dringt, der uns durch und durch säuert, wie die Hefen den Teig, wenn das Brod gut werden soll. Doch ihr haltet euch oft nur an die Form und damit, meint ihr, sei's abgethan. Wenn aber das letzte Stündlein schlägt, da wird euch freilich heiß und kalt zugleich, da heißt's: „Holt mir den Pfarrer und das heiligste Sakrament!" — Ist's wohl nit zu spät mit der Umkehr und Einkehr? Das muß Jeder selbst mit dem ewigen Richter abmachen; besser aber ist's wohl, wenn Einer als ein guter Christ seinen ordentlichen Weg vorher schon gegangen ist. So schwer ist's nicht und es kommt nur auf die Angewohnung an. Es ließ sich dann in dem C-Kapitel wohl noch gar Vieles sagen, aber das kann euch euer Herr Pfarrer besser und schöner beibringen, denn es ist sein Beruf. Leider aber geht's oft bei einem Ohr hinein und beim andern gleich wieder hinaus. Wie sich Einer bettet, so liegt er, und wer sich ernsthaft in den Seelenspiegel schaut, der kann leichtlich heraus finden, wie es mit seinem Christenthum steht, wenn er nicht etwa die Augen zudrückt und es nit sehen will!



Dienstboten werden auch Ehehalten genannt und zwar seit uralter Zeit, weil sie dazu helfen sollten, die Ehen zusammen zu halten, nicht aber zu verderben, wie es nicht selten der Fall; auch Hausgesind nennt man sie, ist aber leider oft ein Hausgesindel. Das ist aber ein kitzliches Kapitel; denn man könnte darin Herren wie Knechten leicht zu nahe treten, müssen also ganz subtil thun. So viel ist gewiß, daß der Dienstbotenstand in unserer Zeit grad keine Fortschritte zum Guten gemacht hat; mag vielleicht auch viel dabei an den Herren selbst liegen, denn „wie der Herr so der Diener," oder nach einem andern alten Sprichwort: „Wie der Bauer waltet, also der Knecht schaltet." Jedenfalls aber scheint das schöne Sprüchlein nicht immer bedacht zu werden: „Getreuen Dienst lohnet Gott." Die gute

alte deutsche Treue ist so ziemlich aus der Mode gekommen und mit ihr auch das Dienen um Gotteslohn. Wenn aber die Dienstboten dieß nicht vergessen wollten, daß nit sie allein dienen müssen, sondern daß eigentlich ein jeder Mensch in irgend einer Weise dienen muß, so würden sie ihren Stand besser in Ehren halten, nicht die Herren spielen wollen und Zucht und Demuth bewahren, wie es vor Alters der Brauch war; denn Jedermänniglich muß seiner Pflicht dienen — sei's nun Herrenpflicht oder Dienstbotenpflicht; aus dem Geheg soll Niemand hinaus und Schuldigkeit bleibt Schuldigkeit! Wie es dermalen bei den Ehehalten zugeht, das wollen wir nicht schildern. Wissen's die Bauern und wissen's die Dienstboten selbst! Ist Keinem schier mehr ein Dienst gut genug! Freilich, wenn Luxus und Uebermuth die Hauptrolle spielen, so kann Nichts genügen und Treu und Redlichkeit gehen ihres Weges seitab, weil sie mit der saubern Gesellschaft nicht auskommen können. Was aber die Treu anbelangt, so könnte der vernünftige Mensch, oft bei den unvernünftigen Thieren in die Schule gehn; „Treu wie ein Hund zu aller Stund!" — Bei den Bauern ist noch — Gott sei Dank! — der altherkömmliche, den Dienstbotenstand ehrende Brauch (der aber in den Städten leider längst abgekommen ist), — daß die Dienstboten zur Familie gerechnet werden. Sie beten miteinander, sie essen miteinander, und dieß ist ein großer Vortheil für beide Theile, der noch Manches zusammenhält, was außerdem aus dem Leim ging. Wenn man in Italien von dem Dienst-

boten spricht, so sagt man: die Familie (la famiglia), was gewiß eine schöne Bezeichnung ist und findet man in dem Welschlande (von dem's immer heißt es sei kein Treu und Glauben dort und sei'n die Meisten Spitzbubengesindel) zwischen Herren und Dienern zumeist das schönste Verhältniß, sind auch die Dienstboten ihrer Herrschaft mit Leib und Leben ergeben und bleiben in den Häusern bis in ihr hohes Alter, wobei sie sich dann nit wenig einbilden, im Hause ein gewichtig Wort mitreden zu dürfen. Auch der Hofstaat des Papstes heißt la famiglia und wer nach Rom kömmt, der kann's mit eigenen Ohren hören. Als ein Beispiel der Treue und Demuth im Dienste haben wir die heilige Nothburg, welche ihr Leben lang eine Magd war und von welcher die Legende sagt, daß sie ihre Sichel an einem Sonnenstrahl aufhieng, als man ihr zugemuthet, in heiliger Zeit Korn zu schneiden. Die heilige Christina diente als Sclavin bei den Heiden, hat aber dabei durch ihr frommes, erbauliches Leben ihre eigene Herrschaft zum Christenthum bekehrt. Die beiden Königstöchter Euphemia und Margaretha haben ebenfalls in ihrer Verbannung als Mägde gedient und leuchten als ein schönes Bild entsagender Untergebung vor.

Wer dient, muß sich Etwas gefallen lassen und hat in Allem zu folgen, was die Herrschaft ihn thun heißt, insoferne es Nichts ist, was den Geboten Gottes widerspricht; wer aber zu befehlen hat, soll es mit Liebe thun und soll nicht mehr verlangen als recht ist und soll die, so ihm dienen, gut halten, damit sie keine

Klage haben können. Sollen auch die Ehhalten unter sich in Frieden leben, dann thut auch gern Einer dem Andern was zu Gefallen, und wenn Einer vernünftig ist, so hält er seinen Lohn hübsch zusammen, verpufft ihn nicht im Wirthshaus oder auf Kleiderprunk, damit er in seinen alten Tagen einen Zehrpfennig übrig hat. Was aber die Treue im Dienst anbelangt, so besteht sie nicht nur darin, daß man seine Herrschaft nit bestiehlt, sondern auch auf ihr Sach' schaut, als ob es sein Eigen wär. Der Bauer aber und sein Weib die sollen in Allem und Jedem ein gutes Beispiel geben.

Voraus in der Frömmigkeit,
Voraus in Thätigkeit,
Voraus im Fleiß
Ist gut Geheiß.
Voraus in Fröhlichkeit
Und in der Sauberkeit.
Willt' haben guten Knecht,
Thu Alles selber recht.
Herr, sei der erste auf,
Daß auch der Knecht dann lauf.
Im Stall, wie an dem Herd',
Der Bäu'rin man begehrt;
In dem Haus, auf dem Feld
Wird Alles wohl bestellt,
Geht jeder Bauersmann
Selber voraus daran! —



„Die **Ehen** werden im Himmel geschlossen“ — das ist ein altes Sprüchlein und hat folgende Bewandtniß: Als einst Jesus mit dem guten Petrus wandern ging — sagt eine Legende — wußten sie nicht mehr wo aus des Wegs. Da trafen sie einen Hirten auf dem Felde und frugen. Der war aber so fauler Natur, daß er das Maul nicht aufthat, sondern auf dem Boden unter einem Baume liegend nur einen Fuß aufhob, um nach der Richtung des Pfades zu deuten. Nicht weit davon stund ein Mägdlein bei ihren Schafen; das sprang alsogleich herbei und ging mit den Wanderern, bis sie nicht mehr irren konnten. Da segnete Jesus die Magd und verkündigte ihr, daß sie den faulen Hirten heirathen solle. Petrus macht gewaltig Aufhebens und sagt: das sei ein sauberes Glück, wenn sie den

faulen Schlingel als Mann kriege. Jesus aber erwidert: „Sie wird ihn selig machen, auf daß er durch seine Trägheit nicht zu Grunde gehe; denn ich bin der „barmherzige Gott, der Ehen stiftet nach den Werken der Menschen." Also mag's auch sein, daß einem Jeden seine Ehe zum Guten ist, mag ihm bisweilen die Sache auch nicht so bedünken, und wenn einer gescheit ist, wählt er zuvor gut, daß Herz und Vernunft die Brautwerber sind. Schießt er demungeachtet daneben und fällt's nit so aus wie er gemeint hatte, mag er bedenken: durch die Ehe geht's in den Himmel und kann vielleicht ein Theil Fegfeuer auf der Welt schon abgemacht werden. Dieß gilt den Männern wie den Weibern. Macht ihr aber Hochzeit, so soll's auch lustig dabei hergehen. In der Kirche bei der Trauung bittet unsern lieben Herrgott recht andächtig und inständig um Glück und Segen, im Wirthshaus bei Mahl und Tanz denkt an die Freudigkeit, daß ihr euch zusammen gefunden habt und zahlt die Musikanten gut, das sind zumeist durstige Seelen. Seid lustig in Ehren und weil es denn üblich, daß der Hochzeitlader zur rechten Zeit seine „Abdankung" macht, so vernehmt hiemit sein Sprüchlein:

Wenn ich, der Hochzeitlader, spreche meinen Spruch,
So klappert nicht mit Teller oder Krug;
Merkt auf! Zu danken ist nun meine Pflicht,
Und höret, was euch meine Weisheit spricht.
Vor Allem danket Gott, der hat beschlossen,
Daß dieses Paar verband sich unverdrossen;

Laßt flehen uns, daß allerwegen
Geleit der Ehe bleib sein Segen.
Heut hängt der liebe Himmel voller Geigen,
Die Englein spielen selbst den Hochzeitreigen,
Und hör' ich solch' ein freudig klingend Singen,
Möcht auch mein Herz im Leib' gar fröhlich springen!
Sind etwa später wohl die Geigen auch verstimmt, —
S' bleibt oft nicht aus — so nehmt's halt wie man's
nimmt:
Nicht allweil kann die Sonne hell uns scheinen,
Der Himmel selber muß bisweilen weinen;
Halt't nur zusammen fest in Freud und Leid,
So bleibt auch stets die Hochzeitfreudigkeit!
Vor And'rem wünsch' ich euch, daß in der Wiegen,
Das nächste Jahr ein holdes Kind mag liegen,
Korn auf dem Feld,
Im Beutel Geld,
Gesundes Vieh und Heu und Stroh,
Wie's Futter in der Archenoh' —
Kurz Alles mög' euch blühen und gedeihen —
Nehmt nur nicht, thut's nicht noth, zu leihen!
Seid fromm und arbeitsam, kein Streit entzweie,
Der euren Friedensbund etwan entweihe;
Geduldig seid — der Eine für den Andern,
So könnt ihr glücklich eure Wege wandern.
Nun mach' Herrn Pfarrer ich mein Compliment
Zu danken für sein geistlich Regiment,
Daß er euch gab der Kirche heil'gen Segen,
An dem vor allem Andern ist gelegen.

Des Brautpaars Eltern woll'n wir uns verneigen
Und ihnen unsre Huldigung erzeigen!
Wer seine Eltern ehrt, dem wird es wohlergehen,
Wohl euch, kann's in dem Leben noch geschehen!
Der ganzen Freundschaft bringen wir in Ehren
Ein Vivat hoch, die heute mit uns zehren!
Kurz Allen, die am Hochzeitstische sitzen!
Laßt nur die Thaler bei dem Opfer blitzen!
Den Bauern und Werkleuten, wie sie heißen,
Woll'n wir mit einem Glückwunsch uns befleißen:
Dem Schenkein, Trinkaus, Flicker, Knicker,
Dem Krummbein, Spitzmaus, Drücker, Zwicker,
Dem Weber, Heber, Wagner, Schneider,
Dem Schuster, Kuster, Fragner, Reiter,
Dem Zeisig, Fleißig, Gerstel, Speck,
Dem Pankratz, Tollpatsch, Ferstel, Schneck,
Dem Hupfauf, Hartlauf, Weinhut, Kamm'rer,
Dem Buckel, Muckel, Thugut, Jamm'rer —
Und ihren Weibern wollen wir's jetzt bringen:
Sie leben hoch — laßt alle Gläser klingen!
Auf! Musikanten, blast aus vollen Backen,
Ihr Andern laßt am Krug den Deckel knacken;
Ein solcher Tag, wie heut, kommt nicht gleich wieder,
Doch habet Acht, daß Keiner falle nieder,
Hat etwan er des Guten viel gethan!
Spielt auf — das Tanzen hebet wieder an! —
Ein Wörtlein nur hört noch aus meinem Munde:
Bevor der Zeiger weist die letzte Stunde,

Vergeßt den Hochzeitlader nicht — ich bitte —
Der sich schon heiser schrie in eurer Mitte —
Die Gurgel will geschmiert sein — ihr versteht mich —
Die Mahnung ist wohl deutlich und verräth sich!
Ich laß' jetzt einen Teller circuliren,
Mögt ihr mich nach Belieben honoriren;
Doch wird der allerschönste Lohn mir sein,
War't ihr zufrieden mit dem Verselein,
Und daß ihr, wenn man eine Hochzeit macht,
Nach mir, als Hochzeitlader, wieder fragt.
Mein Sprüchlein ist zu Ende,
Es hörten's alle Wände,
Es hörten's alle Gäste,
Die sitzen hier beim Feste,
Es hörten's Katz' und Maus —
Und jetzo ist es aus!



Fromm, fleißig und **fröhlich.** Das sind drei Wörtlein aus dem ff. — Zu Nürnberg, der schönen Stadt, so reich an Künsten und Gewerben, lebte vor Zeiten ein gar geschickter Goldschmied, deß' kunstvolle Arbeit allenthalben beliebt war und bei welchem viel hohe Fürsten und Herren nit wenig Bestellung machten, als an kostbarem Geschmeide und Tafelgeschirr aller Art. Selbiger hatte einen Sohn, der bei ihm in so weit die Goldschmiedkunst gelernt hatte, daß es nun an der Zeit war, auf Wanderschaft zu gehen, um anderer Orten Allerlei zu sehen, was ihm nützlich sein könnte und sich weiter auszubilden, wie denn von den ehrsamen Zünften vorgeschrieben und hiernach sich zu achten ist. Als nun die Reis' beschlossen, lud der alte Goldschmied zum Valettrunk ein paar Freunde und Gesellen des Jungen

ein und saßen noch fröhlich beisammen, bis es an dem war, zu scheiden. Da nahm der Vater einen schönen Pokal, so er für solche und andere Hausfestlichkeit aus Elfenbein mit mannigfach lieblichem Goldzierrath selber angefertigt, füllte ihn mit gutem Wein und sprach zu seinem Sohne nit ohne Thränen im Aug, wie folgt: „Viellieber Sohn, da du nunmehr von dannen mußt, will ich noch den letzten Trunk mit dir thun und indem ich dich dem Schutz und Segen des allmächtigen Vaters im Himmel anempfehle, auch darum mit deiner Mutter täglich bitten werd', geb' ich dir ein Wandersprüchlein mit, so du niemals vergessen sollt. Und indem er solches sagte, steckte er dem Sohne ein gülden Ringlein an den Finger und sprach weiters. Dieß Fingerlin hab' ich dir selbst gemacht und siehst du drauf drei Buchstaben und zwar drei **F** einciselirt auf einem grünen Kleeblättlein; sollen aber nichts Anderes bedeuten, als die drei Wörtlein: fromm, fleißig und fröhlich. In den dreien magst du immer die beste Anleitung finden, wie du dich als ein guter Gesell aller Orten zu halten. Damit du deren aber stets eingedenk seist, magst du allmorgendlich beim Frühgebete auf dein Ringlein blicken. Wer fromm ist, der wird auch fleißig sein und wird darum immer ein fröhlich Gemüth haben, insoferne ein gut Gewissen durch die erstbesagten beiden Eigenschaften wohl erhalten bleibt. Verlier' also das Ringelein nit vom Finger und die drei Wörtlein nit aus deinem Sinne! Und nunmehr gehab' dich wohl und geh' deines Weges. Nachdem der junge Goldschmied

sich höflichst bedankt, nit nur für das Geschenk, sondern für Alles, was Vater und Mutter anher ihm Liebes und Gutes erwiesen, sich auch noch den Segen erbeten, zog er von dannen und hat nicht bloß auf seiner ersten Wanderschaft, sondern sein ganzes Leben hindurch das Ringlein sammt dem Sprüchlein in Ehren gehalten und haben ihn Glück und Segen nie verlassen. Das Ringlein aber ist durch mehr als Ein Jahrhundert als ein kostbar Erbtheil hochgeachtet blieben und hat es Einer vom Andern übernommen, bis es einmal verloren gegangen und da war auch bald die Werkstätte verschollen, denn die drei Wörtlein waren in den Wind verhallt. —

Diese Erzählung aus alter guter Zeit, hat wohl eine gar schöne Bedeutung, und wenn jeder Hausvater unter das C. † M. † B. † auch die F. F. F. mit Kreide an die Thüre schreiben wollte, für sich und die ganze Hausgenossenschaft, jung wie alt, und wenn dann ein Jeder sich auch an die drei Wörtlein halten wollte, so wär's fürwahr nicht schlecht, müßte aber die Deutung der Buchstaben deutlich eingeprägt werden, damit nicht etwa irgend ein Knecht oder eine Dirn' aus dem F faul oder frech herauslesen möchte, welche sauberen Eigenschaften auf dem Lande leider nicht ungekannt sind!

Wollet nur drei F euch merken,
Wohlbedacht bei allen Werken,
Fromm und fleißig, fröhlich auch
Ist gewiß der beste Brauch.



Grab ist ein gar traurig Wörtlein für Alle, die schon was Liebes darin ruhen haben! wächst aber auf den Gräbern das grüne Gras und die Blumen blühen darauf alle Frühling und Sommer, setzt sich auch hie und da manch Vöglein hin, ein lieblich Lied zu singen und wir pflanzen auch ein Kreuz drauf und so deutet denn Alles auf ein Wiederaufleben und auf eine Erlösung vom Tode und Auferstehung — wenn's an der Zeit sein mag. Dies wissen und glauben wir Alle. Wo aber viele Gräber beisammen sind, da heißt man es seit undenklichen Zeiten den Gottesacker: das Feld, wo gleichsam unser lieber Herrgott ausgesäet hat zu Wachsthum und Gedeihen für die Ewigkeit. Fällt mir dabei eine lustige Geschichte von einem Todtengräber ein, die ich euch nicht vorenthalten will: In dem

Städtchen Altheim lebte ein Todtengräber, der bei seinem traurigen Handwerk ein gar lustiger Vogel gewesen und dabei Musikant. War nicht leicht eine Hochzeit oder sonst ein Tänzlein, wo nit der „schwarze Jörgl" auf der Geige und wenn's am Horn oder an der Trompete fehlte, auch auf diesen Instrumenten seine löbliche Kunst zu allgemeiner Kurzweil ausübte, versteht sich, wenn's nicht auf dem Gottesacker für ihn Anderes zu thun gab; trank aber nicht wenig, so daß er nicht selten auf den Gräbern einduselte und erst am hellen Tage dort aufwachte, wo die Andern nit mehr aufwachen. Ergab sich nun einmal, daß ein Bürger bestattet wurde, um welchen die ganze Sippschaft gar sehr Leid trug, und als nun der Sarg mit der Leiche in das Grab versenkt, auch des Jammerns und Flennens schier kein Ende war, gingen dann Alle still und traurig heim und nur der Jörgel hatte zu verbleiben, weil es seines Amts war, die Grube auszufüllen und einen schönen Grabhügel darüber zu machen. Da nun der Sarg noch frei darinnen lag, dachte sich der Todtengräber: mit dem Einfüllen hat's noch gute Zeit, will einstweilen meine durstige Seele stärken; läßt das Grabscheit liegen und geht in's Wirthshaus, denn der Tag war gar heiß. Leert einen Krug um den andern, bis er endlich, seiner Pflicht eingedenk, wieder hinauswackelt, seine Arbeit zu vollenden. Was es um einen „schweren Kopf" ist, das weiß wohl Mancher von euch, man tragt ihn nit lang gerne stehenden Fußes herum; so auch der Jörgl; der setzt sich am Grabe nieder, lehnt sein Capi-

tolium an den Erdaufwurf und läßt sich vom Mondschein in's Gesicht schau'n; Bruder Schlaf ist dann bald hinzugetreten und die Nachtpartie war fertig. Während der ganz selig schlaft, klopft's und naggelt's unten im Grabe, immer stärker und stärker; endlich springt der Sargdeckel auf, so wohl nit allzufest vernagelt gewesen sein mochte. Der ehrsame Bürgersmann erhebt sich in seinem Todtenhemdlein, reibt sich die Augen ein wenig und freut sich, daß er nit lebendig unter der Erden eines elendiglichen Todes versterben mußte. Leider geschieht's bisweilen — Gott gebe selten! — daß die Herren Doctores Einen für todt erklären, ohne daß unser lieber Herrgott es gewußt und sind zu großer Freude der trauernden Hinterbliebenen solche Verstorbene, die etwa nur im Starrkrampf gelegen, in diesem Leben noch auferstanden und haben noch eine gute Zeit gelebt. So war's nun auch hier. Der Bürgersmann spaziert zum Kirchhof hinaus und der Jörgl bleibt in süßem Schlummer am Grabe liegen. Allgemach aber, woran etwa lebhaftes Träumen Schuld gewesen sein mag, rutscht der Todtengräber seitwärts, bis er ganz sanft in's verlassene Grab sinkt und im Sarg liegend fortschnarcht; denn so schwere Köpfe wachen nit eher auf, bis alle bösen Dünste verschlafen und die rechten Lebensgeister wieder eingezogen sind. Der Mond ist längst hinter den Bergen seitab gegangen, dafür hat das Morgenroth sein erstes helles Streiflein an den Himmel gemalt, worüber der frische Morgenwind sich auf die Beine gemacht und der Sonne vorangelaufen ist. Unser Jörgl

wacht auf, wie und wo, das wissen wir. Mittlerweile war in dem Städtlein der Hallo schon los, wenn auch der Schrecken anfänglich nicht klein war über die Geistererscheinung. Dem Jörgel aber war's eine gute Lection, und er hat sich nit wenig geschämt, wie Alles zum Grabe lauft; denn, wenn Etwas dergleichen geschieht, will der Ort noch von Allen betrachtet werden. Ist oft ein Blumentopf wo herunter gefallen und schaut dann die halbe Einwohnerschaft den ganzen Tag über an das Fenster hinauf und deutet Einer dem Andern mit dem Finger dahin. Kurz — Solches geschah dem Jörgl nie mehr, und spielte er im Wirthshaus immer noch fleißig auf, dachte er sich allweil, so oft er das Krüglein zur Hand nahm seinen Musikantendurst zu löschen: „Will nimmer im Todtensarg schlafen!" ist dabei alt geworden und hat noch viele Todte begraben und vielen Lebendigen zum Tanz aufgespielt. Daß aber der Krug den Menschen ihr Grab werden kann, hat sich bisweilen ereignet und ist leider nichts Neues; denn es hat sich Mancher schon zu todt oder in's Elend getrunken. Wir aber wollen diese lustige Geschichte bei Seite legen und hie und da an unser eigen Grab denken, wo sich's nit so weich liegt wie im Federbett; denn die Bettstatt besteht aus Tannenbrettlein, die nicht gepolstert sind und wer weiß, wie's um uns aussieht, wenn einmal eine Stimme uns aufweckt, wie ein altes Verslein sagt:

Wach' auf, wach' auf, du arme Seel',
Das Morgenlüftlein wehet!
Hast lang genug im Grab geruht,
Und Petri Hahn schon krähet.

Vergiß nit deinen Sündenpack,
Mit dem du dich beladen;
Die Zeit ist um, die Zeit ist um,
Jetzt bitt' um Gottes Gnaden!

Wach' auf, wach' auf, du arme Seel',
Der Engel hat gerufen,
Nun trittst du, wie ein Kindlein bloß,
Vor deines Richters Stufen!

Wach' auf, wach' auf zur Ewigkeit,
Was zeitlich — ist vergangen,
Bereite dich, es hilft dir jetzt
Kein Zagen und kein Bangen.

Wie du den Geist umkleidet hast
Mit Tugend oder Sünden,
So mußt du deinen Lohn empfah'n,
Der Richter wird's verkünden!



Der **Hirtenstand** hat schon mit den ersten Menschen, nachdem sie das Paradies hatten verlassen müssen, seinen Anfang genommen, sehen wir schon Abel, Adam's Sohn, als Hirten und das Judenvolk fortan. Unser Herr Christus nennt sich selbst den getreuen Hirten, deß gute Schäflein wir sein sollten; fehlte aber aller Zeiten her, wie auch jetzt, unter der Heerde nit an Sündenböcken. Der Erzhirt aber hat seinen Stab durch Petrus zuerst dem Oberhaupte der Kirche, dem heiligen Vater, auf Erden anvertraut, sind auch alle Bischöfe die Hirten ihrer Gemeinden und führen als ein äußeres Zeichen den Hirtenstab. Die Ersten, welchen die Erscheinung des Heilandes auf Erden verkündigt wurde, waren schlichte Hirten. Ihnen erschien der Stern und der Engel, welcher ihnen sagte, da sie des Nachts ihre

Heerden hüteten: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkün-
„dige euch große Freude, die allem Volk widerfahren
„wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, wel-
„cher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids!"
Und so waren es denn Hirten, so das heiligste Kind-
lein in der Wiege zuerst verehrten und ihm schlichte
Gaben brachten. Und hier wird ein gar schönes altes
Lied aus dem Jahre **1567** an seinem Platze sein, wie
folgt:

Es kam ein Engel hell und klar
Von Gott auf's Feld zu Hirten dar;
Vom Himmel, sprach er, komm' ich her
Und bring' euch viel der guten Mähr',
Der guten Mähr' bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.
Der liebe Gott auf höchstem Thron
Hat nun gesandt den eig'nen Sohn,
Der ist euch heut ein Mensch geboren
Von einer Jungfrau, auserkoren.
Das neugeborne Kindelein
Das liegt in einem Krippelein,
Mit Windeln ist es eingehüllt,
Die Welt mit Segen es erfüllt.
Darnach kam eine große Schaar
Der holden Engel hell und klar,
Die sangen gar ein fröhlich Lied
Und freuten sich gar herzlich mit.
Die Hirten gingen all' gemein
Und suchten dieses Kindelein;

Sie fanden's, wie der Engel sagt',
Mariam auch, die reine Magd:
Willkommen sei du Kindlein zart,
Wie liegst so elend du und hart;
Du König, Schöpfer aller Ding',
Hält dich dein Volk so gar gering!
Hast du denn sonst kein' Herberg' hie,
Daß du mußt liegen bei dem Vieh;
Dein Kissen ist nur dürres Gras,
Davon das Rind und Eslein aß;
Der Sammet und die Seide dein
Sind nur geringe Windelein.
Der Wirth sollt' haben keine Rast,
Denn du wärst ja sein höchster Gast;
Er sollt' dir räumen Stub' und Saal
Mit seinen Gästen allzumal.
O liebes Kindlein nackt und arm,
Dich unser aller heut' erbarm,
Wir wollen dir auch hulden gern
Als unsern Jesum Christ' und Herrn.
O edles Kindlein, theu'r und werth,
Hilf uns auch jetzt auf dieser Erd',
Daß wir, die alle sind so schlecht,
Weil du erschienst, erkennen recht.
Wir wollen fröhlich singen gleich
Dem Kindlein aller Gnaden reich;
Wir machen ihm ein Wiegelein
In unserm Herzen sündenrein;

Dann singen wir mit Innigkeit
Lob, Preis und Dank in Ewigkeit.

Die berühmtesten Männer, die größten Heiligen sind aus dem niedrigen Hirtenstande hervorgegangen und wäre fürwahr nicht Raum genug und gäbe mehr als Ein Buch, wollte man deren Lebensbeschreibungen zusammenstellen. Als heilige Hirten verehren wir den heil. Drago, Flores, Wendelin und die heilige Genovefa, Schutzpatronin von Paris. Auch die Jungfrau Johanna von Orleans, welche unter König Karl VII. den Franzosen gegen die Engländer zu vielen Siegen verhalf, indem sie in heiliger Begeisterung mit der Fahne in der Hand das Heer anführte, war ein schlichtes Hirtenmädchen. Endlich von den Engländern gefangen genommen, wurde sie, angeblich als Hexe, im Jahre **1431** auf dem Scheiterhaufen verbrannt, hinterher aber auf Veranlassung des Papstes Calixtus durch einen richterlichen Spruch vom Erzbischof von Rheims und den Bischöfen von Paris und Coutance für unschuldig erklärt; war freilich zu spät, wie es oft geschah, wenn man Eine als Hexe verbrannt hatte. Die Sage erzählt aber, daß, als Johanna auf dem Scheiterhaufen ihren Geist aufgegeben, eine weiße Taube daraus aufgeflogen und gegen Himmel entschwebt sei. Auch Papst Sixtus V., der in Rom ein so gewaltig Regiment führte, hat als Knabe auf dem Felde das Vieh gehütet. Er war geboren im Jahre **1521**, unweit des Städtchens Montalto und hieß eigentlich F e l i x P e r e t t i. Sein Bruder, welcher Franziskaner war, erkannte seine

hohen Geistesgaben, ließ ihn deßhalb studiren und bald ward er Priester, Doctor der Theologie und Regens der Klosterschule zu Siena. Aber nicht nur durch seinen Geist glänzte er, sondern auch durch seine Frömmigkeit. Zu Rom hat er eine gar schöne Bruderschaft gestiftet unter dem Namen der Gesellschaft des heiligen Sacramentes, deren Mitglieder die Verpflichtung hatten, das heil. Sakrament, wenn es den Kranken gebracht wurde, feierlich zu begleiten. Er selbst war Franziskaner und hielt an vielen Orten Italiens eifrige Missionspredigten. Im Jahre 1570 erhielt er die Cardinalswürde unter dem Papste Pius V. Vorzüglich drang er als Generaloberer der Franciskanerorden auf die Abstellung vieler Uebelstände, welche damals in den Klöstern eingerissen waren, wodurch er sich gerade keine Freunde machte. Als Gregor XII. den pästlichen Stuhl bestiegen hatte, zog sich Peretti von Rom zurück, lebte den theologischen Wissenschaften und frommer Thätigkeit, wurde aber nach Gregor's Tode (1585) fast einstimmig zum Papste gewählt unter dem Namen Sixtus V. Er war streng gegen alles Schlechte, mild und geneigt den Armen und Bedrängten und verbesserte die Staatswirthschaft Roms in bewunderungswürdiger Weise. Im Jahre 1590 starb dieser große Mann. Man glaubte seine Feinde haben ihn vergiftet, denn er war, wie gesagt, ein gar strenger Herr, was nicht jedem, der sich fehlig erkannte, mochte genehm gewesen sein. Und so ist denn aus einem armen Hirten ein großer Papst geworden! — Wenn ich so ein Hirtenbüblein auf dem

Felde sehe, kömmt mir wohl zuweilen der Gedanke: kannst — wenn auch nicht Papst — doch sonst was Gescheit's werden. Da muß's mich aber immer dabei ärgern, daß diese Buben mit ihrem Vieh herumschlenzen, als ob sie selbst nichts And'res wären, als Ochs oder Schaf. Liegen oft halbe Tage unter einem Baum dort und schnalzen nur mit der Peitsche, da es doch besser wär', wenn hie und da Einer ein Büchlein mitnähm', eine Zeile darin läse oder ein Sprüchlein daraus lernte. Aber die Faulheit zieht eben auch mit der Heerde aus dem Dorf und denkt sich so ein Bürschlein: 's Vieh hüten ist auch kein schlecht Geschäft. — Muß wohl sein, man könnte aber nebenbei noch was Anderes treiben, ohne gerade die nothwendige Aufsicht über die vierbeinige Gesellschaft zu vernachläßigen, daß sie nit etwa in Wälder und Felder lauft, dorten die Bäume zu verderben, sonderlich die „Holzjugend" abzufressen, hier Gerste und Korn zu zertreten. Die Faulenzerei thut aber nirgend und niemal gut und drum sind aus solchen Hirtenbüblein wohl nicht große Gelehrte oder sonst große Männer — aber nit selten große Lumpen geworden, insonderheit, wenn ihnen bei ihrem einsamen Herumtreiben manch toller Streich aus purer Langweile in das Köpflein gekommen. Sollten also die Bauern und obenan der Herr Schullehrer selber so gescheit sein, ihnen ein Büchlein oder sonst eine Arbeit, z. B. gar den Strickstrumpf, wie's an manchen Orten üblich, beim Austreiben in die Hand zu geben.



Potz tausend, heut' geht's lustig her! Der Steffelbauer hält **Jagd!** Marschirt ein ganzer Zug aus dem Dorf her dem Walde zu, und alle haben Gewehre; lauter bewaffnete Bauern, der Jagdherr voraus mit zwei Dachshundeln; sind auch ein paar Ladendiener aus der Stadt dabei. Der Herbstnebel deckt noch den Wald, daß man kaum die Wipfel der Bäume sieht. „Wo kömmt der Wind her? Wie wollen wir treiben? Wo stellen wir die Treiber an?“ Lauter wichtige Fragen, wenn's an ein Treiben geht! Pautsch!! geht dem Veitl schon's Gewehr los und die Schrot dem Nachbar Martin durch den Hut! Aufgepaßt! könnt' ein anders Mal auch durch den Kopf geh'n! Die Buben und ein paar alte Tagwerker müssen treiben. Nun fangt der Hallo an. Ein paar Hasen laufen über's Feld hinaus; pumps!

tracht's beim Weberhansl, hat aber daneben geschossen! Wieder ein Schuß! Auweh! Auch daneben, d. h. neben den Hasen, aber dafür einem Treiber in den Fuß! Der hinkt blutend heim; das Plaisir geht fort, ein Trieb nach dem andern, bis es dunkel wird; dann heißt's in's Wirthshaus, denn sie sind durstig. Da wird über die Jagd diskutirt und disputirt; jeder erzählt sein Abenteuer! Endlich — 's ist schon hübsch spät in der Nacht, geht's auseinander, die Meisten haben ihren Dusl! — Das ist wohl ein kreuzlustiger Tag gewesen, und so recht geeignet für einen Bauern. Mittlerweile haben die Knechte daheim auch hübsch gefaulenzt, weil die „Herren" auf der Jagd waren! Das wär' ein Leben! Ach, wenn's doch alle Tage so wäre! Aber nicht genug: der Steffelbauer hat eine Passion gekriegt auf's Jagen. Wie mancher Tag wird verjagt! Die Pürsch und das Herumschlenzen mit dem Gewehr ist gar was Unterhaltendes! So treibt's der Steffelbauer; und wie der Herr, so der Diener. Den Knechten behagt das „Wildern" auch nicht übel; haben ihren „Zwilling" auf dem Heuboden oder in einem hohlen Baum versteckt. Endlich gefällt dem Steffelbauer die Jagd wirklich besser, als die Bauernarbeit; trägt einen schönen Gemsbart und ein paar Spielhahnfedern auf dem Hut. Das taugt nicht hinter den Pflug oder zum Dreschen. Herr Steffelbauer, der Gemeindejagdpächter, spielt auch den Waidmann, wie's sonst nur die vornehmen Herren und weiland die Gutsherrschaft getrieben! Das thut einem Bauern wohl!

Also geht's aber, wenn der Bauer zum Jäger wird: seine ehrenhafte Handthierung wird vernachläßigt; die Arbeit wird zur Last; was weiter kömmt — läßt sich denken!

Jeder Stand auf Erden hat seinen Beruf; daß aber der Bauer zum Jagdvergnügen bestimmt sei, das will mir nicht recht eingehen; denn wenn's auch anfänglich ganz subtil getrieben werden mag, es ist doch so ein eigen Ding und hat derlei noch niemals gut gethan; ist auch Gottlob noch nie recht allgemein geworden und nicht alten Herkommens. Denken wir weit zurück, wo alle Bauern zunächst ihre Höfe als Lehen von den Rittern und Gutsherren hatten und ihnen sogar nichts freies Eigenthum war, wie jetzt — damals war freilich von keiner Bauernjagd die Rede. Man ließ das Jagen denen, die Zeit dazu hatten und den Jägern von Haus aus, die das Waidwerk kunstmäßig erlernten und betrieben. Aus gutem Grunde stund auch den Bauern nie ein Recht an, zu jägern. Nun ist freilich so mancher Wald freies Bauerneigenthum geworden; darin aber auch zu jagen nach Willkür — dieses Recht scheint nicht begründet. Mag es Manches für sich haben, daß ein Jeder auf seinem Grunde schießen dürfe, wie er will und was er will; aber dieser Grundsatz und diese Befugniß könnte doch endlich zu einer solchen Verwirrung führen, daß endlich ein Nachbarschütze den andern todtschießen würde, ging's in der Waidlust hin und her über die Gränze, die man nit immer so genau im Kopf hat. Wenn nun aber, da nun einmal derlei Gesetze

entstanden sind, gewisse Bezirke gebildet sind, welche von der Gemeide verpachtet werden und es gerade nicht unbillig ist, daß dem übertriebenen Wildstande, namentlich dem Hochwilde, Einhalt gethan wurde — so wäre es wohl am Gescheitesten und den Bauern selbst zu Nutz und Frommen, daß die Jagd denjenigen in Pacht gelassen würde, die sich von Alters her damit abgegeben haben — mag dann der Bauer bei seiner Arbeit bleiben und ist ihm von jeher alle Freude und Erholung gegönnt gewesen, die ihm ansteht und zusteht. Es ist einmal so in der Welt — und möchten's auch Manche anders haben — Alles hat seinen Ort und Alles seine Zeit! Und da's denn immer Standschaften gegeben hat und geben wird, (mögen die „Gleichmacher“ auch das Ihrige nach Leibeskräften dagegen thun), so soll auch der Schuster beim Leisten bleiben und der brave ehrenhafte Bauer sich seines Pfluges und Drischels freuen, das Gewehr aber steht ihm schlecht an. Hat aber wohl auch immer Ausnahmen gegeben und soll das Kindlein nit mitsammt dem Bade ausgeschüttet werden und wir wissen ja Alle recht gut, daß vor Zeiten, wie die Gutsherrschaften noch die Jagden allein hatten, gar mancher ordentliche Bauer von den Jägern geladen war und auf den Treibjagden mitging, seinen Hasen oder ein Füchslein zu schießen und so hätt's auch bleiben können.

Es haben sich aber in diesen Zeiten der Bauernjägerei nicht selten schon kuriose Geschichten ereignet, die ein spaßhaft oder traurig Ende nahmen. So ist vor nicht langer Zeit einmal ein Bauer mit geladenem

Gewehre auf seiner Jagdgrenze des Abends angesessen, um einem Rehbock aufzupassen, der täglich aufs Feld gezogen. Dieß hatte aber der Grenznachbar auch ausspekulirt und sich zu gleicher Zeit auf seinem Grunde mit der Büchse unter einen Baum gestellt; hat aber Keiner vom Andern was gewußt. Als nun das Böcklein zur Aesung sich blicken ließ, kracht's von beiden Seiten aus dem Walde heraus und das Thier fällt wohlgetroffen. Da springt denn jeder gleich hin, um seine Beute zu holen, versteht sich höchlich erstaut. Nun geht's an ein Streiten, wem der Bock gehört; werden auch die Fäuste gebraucht, um die Explication deutlicher zu machen, kehrt endlich Einer gar sein Gewehr um und versetzt dem Andern mit dem Kolben ein paar Püffe auf den Kopf, daß er hinfällt. Der stand aber nimmer auf und lag maustodt neben dem Rehbock da. Dieß war der fröhlichen Jagd trübselig Ende. Was daraus zu lernen, das kann sich ein Jeder selbst herausbuchstabiren. Wir wollen hoffen, daß dergleichen nicht oft geschehen ist; haben aber leider von ähnlichen Stücklein bisweilen gehört. Das Traurigste aber war doch das Vorkommniß — und wir können dessen Wahrheit verbürgen — daß ein paar Bauern in ihrer Jagdwuth einen Jäger von Profession im Walde überfallen und elendiglich an einer Holzhütte angenagelt haben, so daß er kaum mit dem Leben davon gekommen ist, nachdem ihn ein Hüterbub in dem erbärmlichsten Zustande gekreuzigt dahangend getroffen. — Wir möchten Allen das Beste wünschen: Jedem seine Freude und Erholung

nach geschehener Arbeit; den Bauern aber wünschen wir die gute Einsicht, daß die Jägerei nicht i h r e s Berufes sei, und von den eigentlichen Jägern hoffen wir, daß sie ihr Geschäft mit Vernunft treiben, die immer Maß und Ziel hält!



Die christkatholische **Kirche** besteht seit der Zeit als ihr allerheiligster Stifter, unser Herr Jesus Christus, zum Apostel Petrus gesagt hat: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Und er hat sie gebaut, und sie ist stehen geblieben unerschüttert, trotz aller Anfeindungen aller Zeiten — wahrlich ein wunderbares geistiges Bauwerk! Was aber die sichtbaren Kirchen anbelangt, von deren Thürmen herab uns das Glockengeläute zum Gebete ruft, sei's, daß wir uns zu irgend einer heiligen Handlung dort einfinden oder auch heraußen im Freien des Morgens, Mittags und Abends unser Hütlein abzieh'n und die Hände falten — was diesen Bau anbelangt, so stund es freilich darum im Anfange der Christenheit gar schlecht.

Wißt ihr ja selbst, wie die ersten Christen von Juden und Heiden verfolgt wurden, wie sich nur im Verborgenen die Gemeinde versammeln konnte, um Gott zu dienen nach Christi Lehre; kurz in jenen Zeiten gab es wohl schon eine Kirche — d. h. eine geistige Gemeinde, aber noch keinen Kirchenbau. Unter einzelnen römischen Kaisern durften sich die Christen wohl in Wohnhäusern versammeln, aber auch nicht immer; ja sie mußten ihren Gottesdienst in unterirdischen Räumen halten, deren Ueberbleibsel noch die sogenannten Katakomben sind, zu Rom und an anderen Orten, unterirdische Gänge und Höhlen, woselbst auch die ersten christlichen Begräbnißstätten waren. Kaiser Constantinus erst (welcher im Jahre 337 starb, nachdem er sich zum Christenthume bekehrt hatte) gab dem christlichen Glauben Freiheit und Oeffentlichkeit, und in seinem Zeitalter war eine der ersten Kirchen die Salvatorskirche zu Rom, der Lateran genannt, weil sie zuvor der Pallast des Geschlechtes der edlen Lateranen gewesen und aus diesem in die Kirche des goldenen Heilandes umgewandelt wurde, also genannt wegen ihrer reichen güldenen Verzierungen. Zugleich erhoben sich dann zu Rom die schönen Kirchen: der Vatican oder St. Peter, St. Paul, St. Laurenz, St. Agnes u. a. m. In Deutschland begann der Kirchenbau unter Carl dem Großen zu blühen, also im achten Jahrhundert.

Wie Alles in dem katholischen Leben auf gemeinsamer Grundlage beruht und Alles wie aus Einer Blüthe sproßet und wachst, so hat sich auch der Bau

der Kirchen nach gewissen Grundsätzen und Vorschriften regeln müssen und dabei blieb's und bleibt's in der Hauptsache noch. Von Anbeginn an besteht jede Kirche aus drei Haupttheilen: 1) der Opferstätte, 2) dem Raume für die Gemeinde und 3) der Vorhalle (Vorhof) und zwar zumeist in Form der Kreuzesgestalt. — Die Opferstätte oder das Chor, wo der Altar erhaben steht, ist dem Osten oder Aufgang der Sonne zugewandt, damit die Betenden ihr Antlitz gegen Christus, d. h. den recht eigentlichen Aufgang der Sonne, gerichtet haben. Der Raum für die Gemeinde war in drei Theile (Schiffe) getheilt: rechts für die Männer, links für die Weiber, getrennt durch das sogenannte Mittelschiff. Der Vorhof — die Vorhalle — war zum Eintritte bestimmt und in früheren Zeiten für Jene, welche in Folge angeordneter Kirchenbuße die Kirche selbst nicht betreten durften. Diese Eintheilung könnt ihr heut' zu Tage an allen größeren Kirchen beobachten. Was die Kirchenbußen anbelangt, wurden sie im Verlaufe der Zeit von den Päpsten gemildert, durch Ablaßgewinnung ergänzt oder abgeschafft; dürften aber jetziger Zeit wohl gar Viele in der Vorhalle heraußen zu stehen haben, wenn's noch so streng herging, anstatt daß sie drinnen bei den Andern knieen! Wie dem auch sei — ist es nicht eine schöne Sache, daß wir jetzt unsere Kirchen allenthalben haben und unser bedrängtes oder freudenvolles Herz hineintragen können vor den Altar des Herrn, ungefährdet und ungestört, während viele Tausende vor Zeiten gemartert und getödtet wor-

den, weil sie in die Kirche gingen, d. h. den christlichen Glauben öffentlich zu bekennen sich nicht scheuten! Daran denkt auch selten Einer, wenn er des Sonntags an der Kirchenthüre das Weihwasser nimmt; wär' aber nicht übel, wenn er sich dieser Gnade Gottes gelegentlich erinnern wollte. Der Brauch, daß in unseren Kirchen viele heilige Bilder und Figuren, ja sogar die Fensterscheiben bunt bemalt sind, hat wohl auch seinen herrlichen Zweck; denn es kann der Andächtige vom Gebete ausruhen und sich in frommer Betrachtung an all' den Gegenständen erfreuen, die ihm da vor Augen stehen und hat er sich eine Weile daran erquickt, so mag er wieder in sein Büchel schauen oder sonst ein heiliges Gebet anheben.

Die herrlichen altdeutschen Kirchen, deren Mancher von euch wohl gesehen haben mag, in welchen die Säulen wie mächtige Baumstämme eines Waldes dastehen und sich oben in ein Geäste verzweigen, durch das ein gestirntes Himmelsgewölbe blickt, die vielen Vöglein und andere Thiere, die zur Verzierung dienend, aus dem Laubwerk herabschauen — diese wunderbaren Kirchenbauten sind das Sinnbild der katholischen Lehre, in welcher alles Natürliche vergeistiget werden soll zu Gottes Lob und Preis, wie auch die Hauptabschnitte des menschlichen Lebens durch die heiligen Sakramente eine besondere Weihe erhalten.

Eine gar schöne Legende erzählt, daß die Kirche von Engelstein in Ostpreußen, die tief im Walde gelegen ist, von selbst entstanden sein soll, indem sich die dicht-

stehenden Bäume als Säulen und Wände geordnet und ihre Aeste zum Dache verzweigt haben. Wo aber eine große Kirche gebaut worden, da findet sich meistens eine Sage vom Teufel dabei, nämlich von seinem Aerger und Zorn über das Gelingen des Baues. Zu München fährt er dieweilen als Sturmwind um die Liebfrauenkirche herum, zu Regensburg hat er den Baumeister vom höchsten Dache herab gestürzt — kurz derlei soll uns nur kundgeben, daß der Teufel am Kirchengehen nicht absonderliche Freude haben mag, wie sich wohl von selbst versteht. Wir aber wollen nicht nur äußerlich unsere Pflicht erfüllen, vorgeschriebenerweise die Kirche zu besuchen, wir wollen unser Kirchlein auch im eigenen Herzen aufbauen dem lieben Gott und all' seinen Heiligen zur Herberge.

Im Herzen laßt ein Kirchlein bau'n
Mit Glockenspiel und Orgelklang
Und heil'gen Bildern d'rin zu schau'n
Bei wunderbarem frommen Sang,
Daß Engel wandeln aus und ein
Und süßer Weihrauch duftet d'raus
Und hell erglänzet güld'ner Schein
Um dieses kleine Gotteshaus.
Ihr Engel helft zu bauen mir
Und schützt mich vor des Feind's Gewalt:
Du Herr erwähl' das Kirchlein dir
Zu deines Segens Aufenthalt!



Das **Leben** ist kurz oder lang, wie man's nehmen mag. Kurz, weil es schnell vergeht, schneller oft, als sich Einer besinnt; lang, weil es immer hinreicht, sich die Ewigkeit zu bereiten. Es ist kurz, wenn es ausgefüllt ist mit Ergebnissen, eines dem anderen folgend in Leid und Freud; es ist lang, wenn der Mensch es nicht anzuwenden weiß; denn da kann's sogar langweilig werden. Was haben wir für Ansprüche an das Leben? Keine, denn es ist ein freies Geschenk Gottes und was mit in die Gabe kömmt, darüber haben wir nicht Rechenschaft zu verlangen, wohl aber zu geben, wie wir es verwendet haben.

Das Leben besteht aus inneren und äußeren Gütern; die letzteren sind nur ein Gewand, das zerfällt und mit dem Leibe im Grabe vermodert. Die inneren

aber sind unvergänglich und unsterblich. Habt Acht, wie ihr diesen Schatz pflegt und ausbildet! „Armes Leben!" heißt's oft. Wer ist denn arm? Der Bettelmann? O nein, er kann reich sein in sich, an Liebe zu Gott, an Glückseligkeit in der Demuth und Ergebung, wenn er gleich Hunger leidet. Wer ist reich? Wohl der viel Geld hat, der spazieren fahrt und sich vollauf den Genüssen des Leibes hingibt? Gewiß nicht; denn er kann ein armseliges Herz haben, dennoch bloß von aller eigentlichen Freudigkeit! Lesen wir die Geschichte der vielen Heiligen; das waren wohl zumeist arme Leute, aber wie reich sind sie gewesen! Betrachten wir das Leben so mancher vornehmen, mit Gütern begabten Menschen! Wie arm waren sie oft! Nach all' den Herrlichkeiten: was blieb ihnen? Daß man sie hinaustrug, wie alle Andern eingesperrt zwischen vier Brettlein, und in die Erde versenkte, wo all' der Reichthum vermodert! Wenn's euch also schlecht geh'n mag auf Erden, so denkt: wie kurz ist das Leben! und seid ihr an zeitlichen Gütern gesegnet, so bedenkt, wie ihr diese in dem kurzen Leben auf ewige Interessen anlegen möget, damit euer Kapital nicht verloren gehe. Es ist ein Ort, wo ein großes Hypothekenbuch aufliegt. Steht eines Jeden Namen darin und werden Kapital und Zinsen wohl berechnet. Da ist schwer löschen und tilgen und ist nit selten die Gant unvermeidlich!

Nun betrachten wir aber einmal zusammen, welch' ein herrlich Geschenk der liebe Gott uns mit dem Leben verehrt hat; dann fallen wir auf die Kniee und danken

dem Geber aus vollstem Herzen! Einen Leib, fähig zu allem Edlen und Schönen! Einen Geist, der sich an Gottes Herrlichkeiten freuen kann! Augen, Ohren, Mund, Hände und Füße! Fünf Sinne! Dazu den ganzen Schatz der Schöpfung, der uns zu Gebote steht! Ein Herz, Gutes zu empfinden und sich darin zu erfreuen! — Was wollt ihr mehr? Hätt' auch wohl unser lieber Herrgott gleich eine Bärenhaut dazu schenken sollen, daß ihr darauf liegen könnt, wie die rechten faulen Bärenhäuter? Da stürb' wohl ein Jeder im ersten Jahre schon aus Langeweile! Er gab euch Lust und Fröhlichkeit zur Arbeit; er gab euch Kraft und Saft in Mark und Bein und einen edlen Stolz dazu, euch euer Brod zu erwerben!

Ihr sät die Körnlein aus und siehe da: Leben keimt in ihnen und es sproßt und wächst und nach wenigen Monaten steht das goldene Feld vor euch da mit den vollen Aehren! O wunderbares, reiches Leben! Ihr nehmt ein Weib: In wenigen Jahren ist die Stube voll von Kindern (und wenn sie nicht gerathen, ist's wohl meist eure eigne Schuld!); o wunderbares, reiches Leben! Haltet's heilig und verkauft's nicht an den Teufel um schnöden Sold! Aber das ist eben das Uebel, daß so viele des kurzen Lebens Werth nicht würdigen! „Das Leben ist kurz, ich will's genießen," hört man nicht selten. Aber die Ewigkeit ist lang, ruft euch eine innere Stimme zu, wenn ihr sie hören wollt und euch nicht taub stellt, wie's bei den lieben Bauern oft der Brauch ist!

Eh' wir wissen, was das Leben sei,
Ist es mehr denn halb vorbei.

Also sagt ein altes Sprichwort und nicht mit Unrecht. Bis der Mensch das Leben kennt, hat er wohl mehr als Eine Dummheit gemacht; und wenn er es kennt, bleiben die Dummheiten dennoch nie aus; denn der Mensch hat nie ausgelernt. — Man theilt das menschliche Leben in vier Theile: die Kindheit, Jugend, das Mannes- und Greisen-Alter, was keine neue Erfindung ist; denn so lange es Menschen gibt, ist diese Eintheilung üblich. In der Jugend geht's langsam vorwärts und können's die Jungen kaum erwarten, Männer zu werden; dann aber geht's auf einmal bergab, wie ein Wagen ohne Radschuh, allzuschnell, und nützt kein Rufen: „halt, halt, oder Zeit lassen!" Wie Mancher möchte da die früheren Jahre zurückrufen, um es gescheiter zu machen, als er's gethan; aber vergebens! Einmal gelebt und 's ist aus!

„Wer aber gut lebt, der lebt lange!"

Hat einmal ein Mann, der in den Vierzigern stund, mit dem bösen Feind einen Pact gemacht und ihm allwochentlich seine Seele nur auf einen Tag verschrieben, wenn er ihn wieder von vorne anfangen ließe, insoferne er es bewirken könnte. Versprach's auch der Teufel, so immer ein Lügengeist ist, und der Andere war so dumm, es zu glauben. Ist demnach der Satanas schon die erste Woche in ihn gefahren, und dann war's aus. Das hätt' er zuvor bedenken sollen. — Also geht's Vielen, die sich denken: Ich kann's noch einbringen bevor ich

sterbe. So leben sie dann dahin und verschieben's von Einem Tag zum Andern, der Ewigkeit zu gedenken; aber unvermuthet bricht der Lebensfaden entzwei. Da soll nun die liebe Barmherzigkeit Gottes helfen; allein die göttliche Gerechtigkeit tritt ihr in den Weg, nimmt den freien menschlichen Willen beim Arm und sagt ihm: Du hast's nit anders gewollt, so geh' also den Weg, den du dir selbst gewählt hast! Nur Einen Weg gibt es, der uns durch das Leben in's eigentliche Leben führt, nämlich den, wenn wir Dem folgen, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

Einen Weg aber muß man immer gehen, den rechts oder den links, und wer links wandelt, kann nicht rechts kommen und umgekehrt. Ein Schritt — und er führt weiter und immer weiter, bis zum dunklen Abgrund oder bis zu den lichten Höhen! Wählt also bei Zeiten — an Wegweisern fehlt's nicht, und hütet euch, etwa gar das Wörtlein Leben von rückwärts zu lesen und zu handhaben, wo es dann nichts Anderes heißt als Nebel. Solchen ist's aber fürwahr nur ein Nebel, in dem sie herumtappen und nicht wissen wo aus — solchen, die das Ueberirdische ob des Sinnlichen ganz vergessen. Wollen wir auch stets des alten Sprichwortes fleißig gedenken, so da sagt:

„Leben und leben lassen!"

das heißt: Leb' nit, als wenn du allein auf der Welt wärst; halte zu deinen Nebenmenschen; theil' ihnen von deiner Habe mit, geistig oder leiblich; laß' den Neid fahren und die Mißgunst; sei nicht hart mit denen,

welchen du zu befehlen hast; freu' dich, wenn es Andern gut geht; urtheile nicht streng über Andere und überlasse das Urtheil dem ewigen Richter und dergleichen mehr. Dieß ist das „Leben und leben lassen!“

Herr, ich weiß es, die Sekunden
Meines Lauf's hast du gezählt,
Meiner letzten Jahre Stunden
Und den Hauch, der mich entseelt.
Tage, die mir dunkel blieben,
Sind in deinem Buch geschrieben
Und da steht mein Leben und mein Tod
Herr mein Gott!



Könnte uns bei dem Buchstaben wohl ein schöneres Wörtlein zur Hand sein als **Mutter** und dabei auch **Mutter Gottes** oder **Maria?** Wer nicht ein Herz von Stein oder Eisen hat und seiner leiblichen Mutter gedenkt, die etwa gestorben sein mag, dem muß wohl gar viel in den Sinn kommen. Hat ihn nicht die Mutter in Schmerzen getragen, geboren, genährt, gepflegt und auferzogen? und ist nit all die Liebe und die Sorge einer Mutter um ihr Kind das Edelste, Kostbarste, was es auf Erden nur geben mag; denn solche Lieb' und Sorg' denkt an keinen Lohn. Wer sollte da nicht oft hinausgehen an den Grabhügel, darunter der Schatz begraben liegt um ein Thränlein zu weinen und still zu sagen: Liebe Mutter, ich dank' dir's noch über's Grab hinaus und möge dir's Gott lohnen, was du an

mir gethan hast! Solches mag für eine verstorbene Mutter geschehen, der sich nichts Anderes erweisen läßt, als dabei wohl auch in ihrem Angedenken einen lobenswerthen Wandel führen; so aber unsere Mutter noch lebt, mögen wir es ihr noch in diesem Leben vergelten, was sie uns von der Wiege an gewesen. Verflucht aber sind die ungerathenen Kinder, die der schuldigen Dankbarkeit allzuleicht vergessen und ihrer Mutter, wenn sie einsam in ihrem „Austragstübl“ haust, kaum das verabreichen, was sie nach weltlichem Vertrage zu leisten schuldig sind. Ja sie schnitzen gleichsam schon die Holznägel, den Sarg zuzunageln, in welchem die gute Frau einmal ruhen soll! Was aber in den zehn Geboten Gottes steht, das wißt ihr selbst; leider wird aber das Gesetz, welches von der Ehrfurcht gegen die Eltern handelt, nicht immer heilig gehalten. Was den sogenannten „Austrag“ der Eltern betrifft, weiß ich eine alte Geschichte: Hat sich einmal ein Bauer, der sein Gut übergeben, unter Anderm — wie's zuweilen üblich — auch ein Zwetschgenbäumlein ausbedungen, das im Hausanger stund und war nicht das schlechteste im Obstgarten; denn in guten Jahren hingen oft mehr Zwetschgen als Blätter daran. Der Sohn aber, dem nun der Hof gehörte, hatte, wie's eben so nach und nach kommen mag, wenn man dem Bösen Gehör gibt, endlich gar Aergerniß darüber, daß dem alten Mann der Baum ausbedungen war, redet ihn oft darum an und gar hart, so daß dem Vater die Freud' an der Frucht verleidet ward; ließ ihn drum auch endlich gar stehen,

starb aber selbst desselbigen Jahres und war froh in die Rast zu kommen, denn er hatte es auch im Uebrigen bei seinem Sohne nit am besten gehabt; das war im Frühling, wo mit allen andern Bäumen auch die Zwetschgenbäume gar lieblich blühen. Als nun der Sohn, dem des Vaters Tod doch zu Herzen gegangen war, mit Weib und Kindern von dem Begräbniß heimgekehrt, sieh' da waren alle Blüthen abgefallen und ein paar Tage darauf alle Blätter verdorrt, als ob der Reif oder die Raupen darüber gezogen wären; ist auch der ganze Baum baldigst abgestorben und mag das gerad kein Wunder gewesen sein, sondern der „Zufall“ — wie's die Leute oft nennen — sein Spiel getrieben haben; dem Sohne gab's aber doch was zu bedenken, und er hat sich dieweilen unter den dürren Baum gestellt und geflennt, wie ein kleines Kind; aber der Alte stund nit wieder vom Grabe auf und der Baum blieb dürr und trug keine Früchte mehr! Kurz — was daraus zu entnehmen, bedarf nit vieler Erklärung. Der Segen ruht auf Lieb' und Dankbarkeit. Haltet Vater und Mutter wohl in Ehren, das ist nicht mehr, als eure Schuldigkeit. — Nun uns aber der Buchstabe **M** an unsere leibliche Mutter erinnert hat, führt er uns zunächst auf die allerheiligste Mutter, die unsern Erlöser und Heiland geboren hat. Bei ihrem Gedächtniß geht uns ein Himmel von Freudigkeit und Seligkeit auf und es ist uns, als ob wir in einen Garten träten, voll duftender, leuchtender Blumen, auf deren bunten Blättlein das Wörtlein „Ave“ geschrieben steht, uns ent-

gegengrüßend, als ein umgekehrtes „Eva", welche die Mutter der Menschheit war; gleichwie nämlich Eva in dem Paradiesgarten auch die gewesen, welche den Sündenfall veranlaßt, hat uns der himmlische Engelsgruß „ave" die Erlösung auf die Welt gebracht und Maria ist ja die zweite Eva, die uns wieder in das ewige Paradies zurückführt.

Eva war es, die im Paradiese
Vom verbot'nen Baum den Apfel nahm,
Adam folgte, Sünd' ihn überkam!

Ave, sprach der Engel, holden Grußes
Vor die Jungfrau tretend andachtsvoll,
Ehr und Preis im Himmel hoch erscholl!

Wollte einmal ein alter Kriegsmann in einen Brüderorden treten, war aber so ungeschlacht, daß er das vorgeschriebene Brevier zu beten nit erlernen konnte und ihm nur die Wörtlein „ave Maria" im Sinne blieben, deren er im brünstigen Gebete allwegs Gebrauch machte; und als er auf dem Todbette verschied, war wieder sein letzter Stoßseufzer „ave Maria." Nachdem er begraben, wuchs aber auf dem Grabe eine Lilie, auf deren jedem weißen Blatte in Goldschrift stund: „ave Maria," worüber die Ordensbrüder und Jedermänniglich höchlich erbaut wurden. — So auch war es, daß einst zwei fromme Mönche auf der Wallfahrt gen Loretto das ave gar andächtig betend sich verirrten, kamen aber im Walde zu einem Hüttlein, allwo sie Unterkunft fanden und wurden darin von der heiligen Jungfrau selbst, gleich-

falls ohne sie zu kennen, freundlich bewirthet, wie uns eine alte Legende erzählt.

Wer fände aber Anfang und Ende all die schönen Legenden zu erzählen, welche uns die Eigenschaften der allerheiligsten Jungfrau Maria darstellen! Ist auch wohl hier nicht der Ort dazu; möchten aber bei dem Buchstaben **M** jedesmal, wie unserer leiblichen Mutter hier auf Erden, jener göttlichen Mutter im Himmel gedenken, welche uns den Erlöser zur Welt gebracht hat und sollte dieses **M** in leuchtender Flammenschrift, gleich einem glänzenden Stern am Firmamente unauslöschlich in unserm Innern geschrieben steh'n zu fortwährender Erinnerung!

Mutter der Barmherzigkeit,
Anker der Betrübten,
Rettung der Reumüthigen,
Iuwel in Gottes Krone,
Aller Engel Freundin!



Die **Nacht** liegt über'm Dorf und da ist's gar still; plätschert nur der Brunnen, hie und da bellt ein Hund und der Wächter mit dem rostigen Spieß ruft die Stunden aus. Um die Nacht ist's was Sonderbares und wenn auch der Mond scheint und die Fensterscheiben weithin blitzen, ist's doch ein eigenthümlich Gehaben, wenn so Alles im Schlaf liegt; denn der Böse schleicht umher in mancherlei Gestalt und Form. Dort sitzt ein Pack Lumpen im Wirthshaus, die spielen und saufen; — wieder wo geh'n ein Paar auf schlimmen Wegen, irgendwo einzubrechen oder zu rauben. Sollte man nicht meinen, daß die lieben Engel die Händ' in den Schooß legen und feiern? Aber nein — sie wachen in den Häusern, schweben und weben allenthalben und stehen neben der kummervollen Mutter, die

etwa am Bettlein seufzt, wo ihr krankes Kind liegt; und wenn, wie gesagt, irgendwo ein schlechter Streich des Nachts vorgeht, liegt's in des Menschen freiem Willen, ihn zu verüben, und die Strafe — hier oder dort — wird nicht ausbleiben. Wer aber ein gutes Gewissen hat, der wird die Nacht über gut ruhen, absonderlich, wenn er sich sagen kann: was an mir liegt, das hab' ich gethan, das Uebrige muß ich dem lieben Gott anheimstellen. — Wenn's aber in dem Herzen des Menschen Nacht ist — da steht's schlimm! In uns soll es immer heller, freudiger Tag sein. Des Menschen Herz ist wie ein Haus. Schließt man die Laden, so kann der Sonnenstrahl nicht hineinscheinen. Und wer schließt sie denn? Der, so den leuchtenden Strahl vom Himmel herab nicht ertragen mag. O, laßt ihn herein, den gold'nen Schein! laßt euch erwärmen durch und durch!

Nacht und Dunkelheit haben immer etwas Schauerliches für ängstliche Gemüther; wem aber die Sonne im Herzen leuchtet, der geht wohlgemuth durch Nacht und Nebel und bedarf keiner Laterne, absonderlich, wenn er etwa nicht zu viel in den Krug geschaut hat und gar in einen Graben stolpert. — Der Nachtwächter wandelt auf und ab im Dorfe, dieweil ihr alle ruht und euch auf ihn verlaßt, daß er fleißig aufschau' auf Diebe oder Feuersnoth. Hör' ich ihn so die Stunden ausrufen, so mein' ich immer, es sei eine gar ernste Mahnung an das Leben und an den Tod. Ist ja der Schlaf ein halber Tod; denn ihr seid ohnmächtig, wie schwache

Kindlein und liegt in der Hand des Herrn. Wie er euch findet, wenn es etwa euer letzter Schlaf sein mag, so tretet ihr ein in's Jenseits: wohlgerüstet oder armselig und elend!

Es sinkt die Nacht! mit ihren schwarzen Flügeln
Deckt sie die weite liebe Erde zu;
Längst schwand die Sonne hinter Waldeshügeln
Und Alle schlafen nun in tiefer Ruh'.

Sind's Alle? — Nein, manch' Auge steht noch offen
Und blickt hinaus, als säh's der Sonne nach;
So manches Herz in Bangen und in Hoffen
Hat noch geendet nicht den herben Tag.

Wohl dem, dem Freude seinen Schlaf will rauben!
Weh' jenem, den der Schmerz vom Schlummer weckt!
Am besten ruht, wer sich mit festem Glauben
Und Gottvertrauen auf sein Lager streckt!

Am besten wohl — sei's Herr wie Knecht im Lande —
Legt der sich hin, ist nicht beschwert die Brust
Von selbsterzeugter Sorge, Schmach und Schande
Und ist er keines Frevels sich bewußt.

Es ruft's der Wächter: laßt euch Alle sagen,
Eh' ihr das Licht löscht und zu Bette geht,
Mögt Freud', mögt Leid ihr in dem Herzen tragen,
Vergeßt nicht euer täglich Nachtgebet!

Macht Reu' und Leid, gedenket eurer Sünden!
Wer weiß ob euch die Morgensonne grüßt;
Ob sie nicht eine Leich' im Lager finden,
Die bald ein Bett aus Brettlein eng umschließt!

Es ruft's der Wächter: habet Acht ihr Bauern,
Ihr in der Stadt, weß' Amts ihr möget sein,
In schlechten Hütten oder stolzen Mauern,
Ich sag' es euch beim hellen Mondenschein:

Wer sich den Hochmuth wählt zum Schlafgenossen,
Der lud sich auch Herrn Satanas zu Gast;
Hört mich, den armen Wächter, unverdrossen:
Die Demuth sei Gefährtin eurer Rast!

Will etwa gar das Gold die Herzen blenden,
Hält Geiz und Habsucht offen euer Aug',
Bedenkt's: mit der Welt muß der Reichthum enden,
Im Jenseits ist die Münze nimmer Brauch!

Hält euch die Sinnlichkeit und Lust umfangen,
Wend't sich der gute Engel von euch ab;
Nur allzuschnell verblüht der Blumen Prangen
Und dürre Blätter fallen auf das Grab!

Habt Acht! hört ihr das Abendglöcklein schlagen;
Wer weiß, ob ihr des Morgens auch erwacht?
Habt Acht! habt Acht! denn einmal wird es tagen,
Wenn einst vergangen ist die letzte Nacht!

Das ist ein schöner Abendsegen, den ihr euch unter das Kopfkissen legen könnt, und dann macht das heilige Kreuz und schlaft in Gottes Namen ein!



Die **Orgel**, die ihr alle Sonntage in der Kirche hört, freilich oft ein Bischen verstimmt, ist wohl das eigentliche Instrument der Kirche, denn Geigen und Trompeten kann man auch auf jeder Bauernhochzeit hören und die kleinen Drehorgeln, welche wandernde Schnurranten oder Comödianten gebrauchen, thun der Würde keinen Eintrag. Der Grund und die Veranlassung zur Erfindung der Orgel ist uralt; denn mit der ersten Pfeife, die's auf Erden gegeben hat, war auch schon die Möglichkeit da, mehrere Pfeifen mit verschiedenen Tönen nebeneinander zu gebrauchen, in welcher Hinsicht die sogenannte „Papagenopfeife" gewissermassen schon die erste Orgel war. Man kam auch frühzeitig auf die größere Anwendung. Im alten Griechenland soll es schon eine Art von Orgel gegeben ha=

ben, wo die den Wind erzeugenden Werkzeuge (Blasbälge) durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurden. Die ersten Orgeln waren also Wasserorgeln. Ungefähr 300 Jahre nach Christus begann man, die Blasbälge durch Menschenhände zu rühren, wie denn jetzt noch immer Einer von euch in der Kirche den Blasbalg tritt. Von jener Zeit schreibt sich auch der Gebrauch der Orgel für den Dienst der Kirche her. Im Jahre 757 ward der fränkische König Pipin vom griechischen Kaiser Kopronymus mit einer schönen Orgel beschenkt, ebenso Karl der Große vom griechischen Kaiser Michael. In Deutschland wurden die Orgeln beiläufig im neunten Jahrhundert zuerst gebraucht, freilich noch klein und mit unbeholfener, höchst einfacher Maschinerie. Im Jahre 950 war zu Winchester in England eine Orgel, deren große Blasbälge von siebenzig Männern getreten werden mußten. Wär's noch so, müßten in manchen Landkirchen alle Bauern auf den Chor gehen, um zu hantiren, wenn der Herr Lehrer die Orgel spielt. — Der älteste bekannte Orgelbauer in Deutschland hieß Nicolaus Faber und lebte ungefähr um das Jahr 1350, wo er zu Halberstadt für den Dom eine Orgel erbaute. Das Pedal wurde erst im 15ten Jahrhundert von dem Deutschen Bernhard in Venedig erfunden. Vorher ward nur mit den Händen gespielt und hatten die Füße nichts dabei zu thun. So ward denn das ursprünglich aus wenigen Pfeifen bestehende Instrument allmählig so vervollkommnet, daß man nichts Schöneres hören kann, als wenn jetzt in einer großen Kirche Einer recht schön

und andächtig die Orgel spielt. Die größte Orgel ist im Kloster Weingarten in Württemberg, denn sie hat 6666 Pfeifen und 66 Register. Die zu handhaben — kann ein Organist hübsch müde werden! Blast's aus allen Pfeifen und mit allen Registern, dann mögen aber den andächtigen Zuhörern die Ohren gellen!

Die Kirchenmusik ist was Herrliches, wenn die Wahl gut ist und alles zusammengeht, wird aber oft beim Hochamte ein solch' weltliches Gedudel gemacht, daß man lieber davon laufen möchte in den Wald hinaus, wo die Vöglein dem lieben Herrgott aus ihren Kehlen und Schnabelpfeiflein Eins auforgeln! So wurde in Rom selbst die Kirchenmusik durch Uebertreibung und Mißbrauch mit allen möglichen Instrumenten so verweltlicht, daß man endlich gar alle Instrumente aus der Kirche verbannen wollte. Der große Musikus und Tonsetzer Palestrina hat nun damals für den Papst Marcellus eine Messe componirt, die so herrlich war, daß die Ehre der Musik wieder gerettet wurde und eine Verbannung dieser edlen Kunst aus den Kirchen nicht stattfand, obschon die Entrüstung über den herangewachsenen Mißbrauch allgemein gewesen.

So kann denn Alles auf der Welt — auch das Edelste — wenn es nicht in rechter Weise betrieben wird, aus der Art schlagen, wo dann immer der Radschuh eingelegt werden muß oder gar von oben herab ein „Merkt's euch" kömmt, das Alles wieder in die wahre Bahn leitet. Möchten wir aber den Menschen mit einem Orgelspiel vergleichen mit vielen Pfeifen und

Registern, mit hohen und tiefen Klängen und soll nur das Herz die richtigen Tasten anschlagen, damit sich alle Eigenschaften des menschlichen Wesens zur schönen Harmonie vereinigen und zusammenklingen, um Gottes Lob zu verkünden.



Prozeß! Bei dem Wörtlein sollte einem jeden Bauernherzen die Haut schaudern. Kann denn Einer wirklich sein Recht nit anders behaupten und hat er Alles versucht, einen leidigen Handel zu vermeiden — nun, so mag er in den Gallapfel beißen und zum Advocaten geh'n! Wer aber einmal einen Prozeß angefangen hat, der darf sich gefaßt machen auf alle Instanzen und seinen vollen Geldbeutel aufthun, um ihn leer wieder zuzubinden. Disputiren ein paar Nachbarn über eine Grenze, macht der ganze Unterschied vielleicht einen halben Schuh aus auf dem Felde oder im Holz ein paar dürre Fichten, betrifft's einen Weg oder irgend eine streitige sogenannte Servitut — nun findet euch in Gottes Namen miteinander ab, lasse Jeder ein Theil nach — immer besser als ein Prozeß, wobei oft Einer halb

und der Andere ganz zu Grunde gerichtet wird. Wie geht's aber oft? Jeder will Recht haben, im Wirthshaus fehlt's nit an Hetzern; hat Einer gerad' ein paar Thaler im Kasten, denkt er sich: Ich laß' mich's den Streit kosten. So wandert er denn zum Advocaten in die Stadt; ja wär's nur Ein Mal! aber da wird Zeit und Geld verplempelt nur mit dem Nachfragen, wie's mit der Sache steht. Die Herren Advocaten haben auch meist einträglichere Geschäfte, als einen Bauernprozeß zu führen; der lauft so neben her und ist nur ein Exercitium für die jungen Concipisten; steckt der Herr Doctor bisweilen auch die Nase im Durchgeh'n durch die Kanzlei hinein. Die Commissionen macht er freilich selbst. Nun geht's schon bei'm Landgericht oder beim Stadtgericht einige Monat'ln her mit Termin und wieder Termin. Jetzt gilt's Vorschuß auf Schreiber- und Taxgebühren. Ein Jahr oder zwei, erste Instanz. Verloren! Jetzt heißt's appelliren, wenn's möglich ist. Ander's will's der liebe Bauernstolz nicht und dem Advocaten ist's auch recht. Also geht's wieder von vorn' an, nur eine Stufe höher und bleibt etwas länger liegen. Endlich kömmt der Spruch in der zweiten Instanz: Verloren! Nun da ist die Sache hin und die Prozeßkosten kommen auch dazu! Gewonnen! — und man hat den Nachbarn zum ewigen Feind und mag sich daran ergötzen, wenn ihm etwa durch den Prozeß der letzte Treffer gegeben worden; auch keine große Freude, wenn Einer ein etwas christliches Herz hat! Kurz, am besten wäre wohl Frieden halten; 's ist freilich nicht immer

möglich, denn allenthalben gibt's solche „Streithanseln" und „Prozeßkrämer," mit denen ein für allemal nicht auszukommen ist. Wollen wir dem ehrsamen Advocatenstande ja nicht zu nahe treten; aber ohne daß er's will und bei aller Rechtlichkeit kommt's denn doch bei vielen Bauernprozessen (wo sich's oft nur um eine Kleinigkeit handelt) also heraus: daß die Prozeßkosten sechsmal mehr ausmachen, als der ganze Plunder werth ist und daß die heilige Justitia, zu Deutsch: die liebe Gerechtigkeit, das Fett von der Suppe abschöpft und die Parteien mit leeren Taschen heimgeschickt werden. Dieß wäre von dem Landvolke beiläufig zu bedenken, bevor es von den Anwälten einen „Versuch zum Vergleiche oder zur Sühne" vor Gericht probiren läßt; denn solch' ein Vergleichsexperiment kostet immer einige Diäten, einiges Protokoll und ist meistens die feierliche Erklärung und höfliche Becomplimentirung der beiden Herren Rechtskundigen, daß nun der Streit über das strittige, fragliche Recht beginnen soll, aber freilich mit lateinischen Brocken gespickt, damit's noch ein bißl theurer wird, weil das römische Recht die Sache recht deutlich macht und dann gewiß keiner der streitenden Parteien ein Unrecht geschieht.

Ein altes Sprüchlein sagt: „Wenn Zwei streiten, hat der Dritte den Profit davon." Es haben nämlich einmal ein Paar miteinander gestritten und dabei ausgemacht, wer den Andern zu Boden werfe, der solle Recht haben. Zum Zweck dieser ehrsamen Balgerei wurden denn beiderseitig die Röcke ausgezogen und beiseit

gelegt, denn in Hemdärmeln läßt sich so Etwas besser abmachen. Nun haben denn die Zwei gerungen; während der Zeit ist ein Dritter herbeigesprungen und mit den Röcken davon gelaufen. Wer hat also bei diesem Handel den eigentlichen Profit gehabt? Gewiß nicht die, welchen die Röcke gestohlen wurden. Ohne weitere Anspielung ließe sich diese Geschichte, die aber nicht bei uns geschehen ist, sondern mitten in Portugall, auf so manchen Prozeß anwenden. Macht also — wenn's immer möglich ist — euere Angelegenheiten im Frieden aus, zieht ein paar brave, unparteiische Nachbarn zu Rath, seid nachgiebig und nachsichtig. Frau Justitia — die Gerechtigkeit — wurde von den Alten abgebildet mit der Wage in einer Hand, das Schwert in der anderen und mit verbundenen Augen, wobei gefragt werden kann: „will sie nicht sehen oder darf sie nicht sehen? „wär's denn nicht besser, wenn sie die Augen offen „hätte?" — das sind aber subtile Sachen, in die wir uns weiters nit einlassen wollen. Eins bleibt richtig und wahr: wohl dem, der keinen Prozeß hat!



Die **Quacksalbereien** richten auf dem Lande großen Schaden an und ist ein wahrer Gräuel, daß in unseren Zeiten, wo doch die Leute von jung auf in den Schulen Unterricht bekommen, dennoch die Dummheit so groß sein kann. Nämlich: wird Einer krank im Hause, so ist immer das Erste dabei zu bedenken, wie man Doctor und Medicin sparen könne: „'s wird schon von selbst besser werden, warten wir's ab“ — und dergleichen verdeckte und versteckte Sparereien. Nun wird wirklich „ein bißl abgewartet,“ der Patient wird immer schlechter und ist, wenn dann endlich der Arzt geholt wird, nicht mehr zu retten. Kömmt er aber ohne Doctor davon, wo dann der liebe Gott die Natur und nicht die Kunst wirken läßt, so bleibt dennoch oft ein Schaden oder ein chronisches, d. h. dem Menschen anhän-

gendes Leiden. In solchen Fällen nun feiert nicht selten die leidige Quacksalberei ihren Triumph. Man lauft zu irgend einem alten Weibe, oder zu einem Abdecker, der in der Einöde wohnt, kauft sich Tränke, Salben, Schmieren — und wird auch damit gewöhnlich „eingesalbt und angeschmiert;" aber schon das Geheimnißvolle der Sache hat einen gewissen Reiz, auch verstehn's die Quacksalber vortrefflich, den Leuten einen blauen Dunst vorzumachen und wird ein wenig Sympathie oder gar was von der Religion in Sprüchlein und sonstigen Formeln beigemischt, da werden die Gläubigen erst recht bezaubert von der Geschicklichkeit des Winkel-Doctors und ist die Kur nicht angeschlagen, so gibt's hundert Ausreden. Sollte es doch ganz natürlich verständlich und begreiflich sein, daß der Arzt, welcher alle Schulen durchgemacht, jahrelang Bau und Einrichtung des menschlichen Körpers und die Heilmittel studirt, in den Krankenhäusern viele, viele Krankheiten beobachtet hat — daß dieser besser helfen könne, als irgend so ein Quacksalber, der weiter nichts gelernt hat? Zu dieser Einsicht kommt aber die liebe Einfalt selten oder gar nicht. Nun ein hübsches Stücklein von so einem Wunderdoctor: Im Schwabenlande lebte vor wenigen Jahren ein weit und breit berühmter Quacksalber, der sich einen großen Ruf dadurch erwarb, daß er die Leute glauben machte: er könne alle Uebel schon aus dem Wasser der Patienten allein erkennen, so ihm's gebracht würde und er brauche den Kranken gar nicht zu sehen. Das wäre nun freilich eine Meisterkunst seltenster Art! Wie ging's

aber eigentlich her? So oft eine Anfrage kam, hieß es meistens: der Herr ist nicht zu Haus; müßt ein bißl warten, denn er kann nicht mehr lang ausbleiben. Die Landleute sind an's Warten gewohnt; wird also in einem Zimmer gewartet, wo die Köchin des Herrn Wunderdoctors einen Discurs anfangt, die Leute ein wenig ausfragt und dann die Krankengeschichte — versteht sich — erzählt wird und das Warum und Wie. Während der Zeit aber sitzt der Wundermann in einem Nebenkämmerlein und hört durch eine dünne Bretterwand der ganzen Unterhaltung zu, schleicht sich, wenn er genug gehört hat, ganz still zum Hinterthürlein hinaus und kömmt vorne mit großem Lärm herein, als wenn er Gott weiß woher stiefelte. Nun begreift sich die Kunst, daß der Krankheitsfall dem Patienten, wenn er selbst da war, gleich aus Puls und Nasenspitze herausspeculirt oder, wenn nur das Wasser geschickt worden, aus diesem erkannt wurde. Hat sich aber einmal eine kuriose Geschichte dabei ereignet, die den Quacksalber beinahe um seine Reputation hätte bringen können. Wie denn eines Tages ein Bote kam mit dem Patientenwasserglas, der während des Wartens der Jungfrau Köchin den Fall erzählt und dabei auch, daß sich ein Pferd des kranken Bauern den Fuß gebrochen, muß der Wundermann in seinem Nebenstüblein nicht recht aufgepaßt haben, hat etwas vom Fußbrechen gehört und also beim Examiniren des Wassers einen Beinbruch daraus erkennen wollen, worüber der Bote freilich höchlich erstaunt war. Nun hat aber die Köchin den Doctor gleich am

Rock gezupft, das gewöhnliche Zeichen, daß eine Dummheit unterlaufen sey, wornach sich denn durch allerhand Flausen- und Schwänkemachereien der Irrthum wieder repariren ließ, insonderheit, da der Doctor sagte, es müßten eben ein paar Tröpflein vom Pferdewasser darunter gekommen seyn, was der Ueberbringer des bewußten Glases auch nicht für unmöglich hielt und die große Weisheit doppelt zu bewundern Gelegenheit nahm! — Irren wir nicht, so ist aber dem Betrüger bald darauf sein Handwerk gelegt worden. So geht's aber, bei den Quacksalbern laufen immer Betrügereien mit: besonders sind die sogenannten Universalmittel — Medicamente, die gegen alle Uebel helfen sollen — ein Unding. Ein allgemeines Mittel gibt es wohl, nämlich das Vertrauen und Gebet zum lieben Gott, der uns aber dabei selbst befiehlt, alle vernünftigen menschlichen Mittel ebenfalls anzuwenden, die uns heilen können, weil er uns Vernunft und Verstand gegeben hat. In diesem Sinne und aus diesem Grunde wollen wir uns an ordentliche Aerzte zur rechten Zeit wenden, die uns mit Gottes Hülfe kuriren werden, wenn die leibliche Heilung auch zu unserm geistigen Heile ist!



Ein **Regiment** muß auf der Welt sein, damit nicht Alles aus dem Leim geht! Fangen wir ganz zu oberst an: Wenn unser Herrgott nicht die Welt regierte — was könnte da noch Bestand haben? Diese uralte Regierung hat noch keiner umstoßen können und muß sich der Erzrevolutionsmacher Satanas sammt seiner ganzen höllischen unterirdischen und irdischen Compagnie fügen. Zu der letzteren rechne ich alle Atheisten und sonstiges derlei Gesindel, die uns den Glauben abdisputiren möchten. Wie aber Gott die Welt lenkt, so muß es denn auch in jedwedem Lande der Erde ein sichtbares Regierungsoberhaupt geben; denn wollten alle zugleich die Zügel in die Hand nehmen, so wäre wohl der Confusion kein Ende. Dieß beweist uns die Geschichte und die Erfahrung. Haben wir doch in jüng-

ster Zeit anno 1848 und 1849, aufgeklärten Andenkens, ein kleines Beispiel von den Folgen der allgemeinen Regierungssucht und -Wuth erlebt. Ein Volk sich selbst überlassen, ist wie eine Schaar Kinder ohne Aufsicht — ja noch ärger, weil die Großen, Ausgewachsenen von allen Teufeln gehetzt sind, als da sind: Eigennutz, Geld- und Gewinnsucht, Sinnlichkeit, Hoffahrt u. dgl. m. Seit der Zeit, als die Menschen in größerem geselligen Vereine leben, seit sich aus den ersten Gemeinden Staaten entwickelt haben, ist es nothwendig geworden, daß eine Ordnung, also auch eine Unterordnung sich gebildet habe. Die ältesten Hirten- wie Kriegsvölker hatten ihre Führer, anfänglich gewählt, später nach der Erbfolge in der Familie sich folgend, weil man der Bewegungen und Partheiungen satt wurde, die so oft bei den Wahlen des Oberhauptes stattfanden und diese Wahlwirrnisse oft von auswärtigen Eroberern oder Staaten benützt wurden, sich des regierungslosen Landes zu bemächtigen. Daher schreibt sich die sogenannte Monarchie, nämlich: daß Einer über die Anderen herrsche, und dieß ist ein sehr guter Brauch, besonders da auch dieser Eine, sei er Kaiser, König oder Herzog, sich dem Gesetze zu fügen hat.

Die Alten haben gewisse Zustände der Menschen oft in Bildern und Gleichnissen dargestellt; so z. B. gibt die Fabel von den Fröschen ein lustiges Conterfei der Verwirrungen in einem Staate, wo das Volk den Herrscher selbst wählt. Laßt sie uns hören in der alten Sprache:

„Waren einmal viel tausend Fröschlein in einem „Weiher und so Einer vorbeiging, insonderheit Abends, „ist ein solch' Quacken gewesen, daß Jedermänniglich „lieber einen andern Weg genommen hätt'. Hatten „aber selbige Fröschlein kein Regiment und war ein „ewig Streiten und Hadern und Verwirrniß. Da spra- „chen oder quackten ein Paar von den Aelteren: Laßt „uns einen König wählen, der uns regiert! Deß' wa- „ren die Uebrigen zufrieden. Bläht sich nun ein Jeder „auf und meint' er sollt' König werden. Gab viel „Streit und Unruh, als der Wahltag gekommen. Sprach „wieder Einer von den Gescheiten: Laßt uns keinen aus „unserer Mitt' küren (wählen); wollen darob nit Un- „fried' haben; aber dorten am Ufer steht ein alter „Baumklotz, so immer zu uns in das Wasser herein- „schaut, den sollten wir zu unserm Oberhaupt nehmen. „Solch' Rede fand Beifall und erhoben dann die Frösch- „lein den Baumklotz zu ihrem Oberhaupt, sprangen „gleich darauf und hielten eine große Festlichkeit. Hat „sich aber der Klotz wohl nit viel daraus gemacht. In der „Zeit aber hatte den Fröschlein der Wahlkönig nit behagen „wollen; denn er war taub und stumm und blieb die alte „Unordnung im Reiche. Setzten ihn also wieder ab, spran- „gen auf ihn und trieben Schimpf und Kurzweil mit ihm. „Hat sich aber der Klotz nit viel daraus gemacht. Spra- „chen wieder die Aeltesten: dorten im Schilf steht ein „gar schönes Thier, so auch immer zu uns in's Wasser „hereinschaut. Laßt uns dieses als unsern Herrscher „ausrufen. Geschah auch so; war aber selbig' Thier-

„lein ein Storch, so mit seinem langen Schnabel die „eigenen Unterthanen aus dem Wasser herausfing und „mit großen Lusten alltäglich nit wenig verspeiste. Dieß „ist wohl ein schlechter König gewesen, der sein Volk „selber fraß. Da war gewaltiger Unmuth im Reiche „und zogen sich alle Fröschlein in Versteck', wo ihr Kö= „nig sie nit erreichen konnt mit seinem Schnabel. Und „war wieder große Noth. Konnten auch die Fröschlein „zu keinem festen Regiment kommen, bis der eigentliche „Froschkönig erschien mit einem goldenen Krönlein auf „dem Haupte, den die Wasserfei gesandt hatt' und wa= „ren dessen natürliche Leibeserben die Nachfolger im Re= „gimente und von selbiger Zeit an war Ruh' und Ord= „nung im Froschreich."

So erzählt die alte Fabel. Nun sind freilich die Menschen keine Frösche und das Ganze ist nur so ein Gleichniß. Möchten wir aber ein näher liegendes Exem= pel betrachten, so dürfen wir nicht lange suchen. Die französischen Revolutionen und Alles, was damit zusam= menhängt, können uns hinlängliche Belehrung sein, wie ein Volk, wenn es sich seines angestammten Monarchen frevelhafter Weise selbst entledigt, in die Hände gar vieler Tyrannen fällt und sich selbst zerfleischt, bis denn doch wieder Einer die Zügel ergreifen und dann ein schärferes Regiment führen muß, als den Freiheitshel= den lieb sein mag! Danken wir Gott, einen König zu haben, der auf sein Volk und auf seinen Stamm etwas hält! Ehren wir ihn als das Oberhaupt, welches Gott selbst eingesetzt hat zum Frommen des Landes und freuen

wir uns, daß blühende Söhnlein, als frischgrünende Blätter dem edlen Stamme entsproßen sind!

Ein Lied an den König.

Dem König laßt uns bringen
Ein Lied von hellem Klang,
Durch's Bayerland soll dringen
Der treuen Herzen Sang.

Heil ihm, der von dem Throne
Mit mildem Auge blickt
Und dessen Haupt die Krone
Von Edelsteinen schmückt!

Den Scepter in den Händen,
Den über's Land er senkt,
Will Er uns Segen spenden,
Wie ihn die Liebe schenkt.

Ja, Liebe winkt hernieder
Und von uns jauchzt sie auf,
Hallt in den Herzen wider
In Bayern allzuhauf.

Hör' Deines Volkes Grüßen,
Sieh' Deines Volkes Treu,
Das zu des Thrones Füßen
Liegt wie ein edler Leu.

Ein Hort ist's Deinem Herzen,
Deß' Flamme aufwärts schlägt,
Ein Volk, das Freud' und Schmerzen
Mit seinem König trägt.

Tret' auf der Berge Spitzen,
In gold'ner Morgengluth,
Du nennst Dich ja den Schützen
Und jagst in frohem Muth!

Und stehst im Sonnenscheine
Du hoch auf steiler Wand:
Sprich! wo ist wie das Deine,
Wo ist ein solches Land?

Blick' nieder auf die Felder,
Blick' auf der Städte Kranz!
Sieh all' die grünen Wälder
In immer frischem Glanz!

Blick' über all' die Gauen
Vom hohen Berge dort!
Fürwahr nicht könnt'st Du schauen
Auf Erden schön'ren Hort.

Heil Dir und all' den Deinen,
Die blühend um Dich steh'n;
Wo König, Volk sich einen,
Kann Liebe nicht vergeh'n.



Soldatenstand. „Auweh! — heißt's oft — der Steffel hat sich hinein gespielt und muß zum Militär.“ Das Unglück aber ist nit groß; denn 's schadet gar manchem Bürschlein nicht, wenn es etwas in die Ordnung kommt und das Herumschlenzen verlernt, zumal wenn der Vater noch beim Zeug ist und noch andere Buben hat, die ihm zuhelfen können. Trifft auch alle gleich, in der Stadt wie auf dem Land und soll sich jeder eine Ehr draus machen, daß er König und Vaterland als Soldat dienen darf. So war's freilich nicht immer in früheren Zeiten und wie es mit dem Soldatenwesen hergegangen, das sollt ihr nun hören, wenn's Einer etwa nicht weiß: Unsere Vorältern, die alten Deutschen oder Germanen, waren durch und durch Soldaten von Haus aus; denn sie waren ein Kriegervolk,

aus lauter wehrhaften Männern bestehend, die ihre Führer selbst wählten, wie denn auch der Krieg damals eine Nationalangelegenheit gewesen, über welche gemeinsam berathen und beschlossen wurde. Als aber die Sache den Leuten über den Kopf wuchs, auch kein rechtes Zusammenhalten mehr war, wurde unter fränkischer Botmäßigkeit, insonderheit unter Carl dem Großen, der ein gewaltiger Herr war, die Heerpflicht auf ein gewisses Besitzthum beschränkt. Im Verlauf der Zeit entwickelte sich dann in Deutschland das Lehenwesen, wobei die geringeren Güterbesitzer zu eigener Sicherheit sich mit Hab' und Gut den Mächtigeren lehenhaft unterstellten und diese wieder Vasallen der Fürsten waren, die selber aber als lehenspflichtig dem eigentlichen Regenten untergeben waren. So wurde denn das Kriegswesen allmählig zum Vasallendienst, wo ein Jeder seinem Lehensherrn, wenn dieser es verlangte, mehr oder weniger Kriegsknechte zu stellen hatte. Es gestaltete sich auf natürlichem Wege der freie Kriegerstand, der sich aber nicht mehr halten konnte, zum Dienste derer, die das Land regierten, anfänglich als gewählte Fürsten, dann in erblicher Reihenfolge, weil man wohl einsah, daß die ewige Wählerei nur zu Parteileidenschaften und inneren Unruhen im Lande Veranlassung gab. Die bezahlten Söldnerheerhaufen gab es zuerst in Frankreich unter König Philipp August (i. J. 1180—1223) zum Schutze des Thrones und der Landesruhe gegen das Getreibe der Vasallen mit ihren einzelnen Kriegshaufen, die sich gegenseitig immer in den Haaren lagen. Ob-

gleich nun der Lehendienst noch fortdauerte, verbreitete sich auch in Deutschland die Errichtung solcher Soldheere immer mehr und mehr, namentlich in den freien Städten. Als aber die Osmanen mit großer Heeresmacht in Deutschland einzudringen anfingen, wurde die Nothwendigkeit ständiger und stehender Heere allgemein und so entstunden denn die sogenannten Landsknechte, die um Geld ihre Kriegsdienste anboten. Das war aber eigentlich ein Lumpenvolk, das jedem Herren, wer sie eben besser bezahlte, hinüber und herüber zu Dienst stund. Einer ihrer berühmtesten Führer war Herr Georg von Fronsperg aus Mindelheim, ein gar wackerer Ritter. Der hielt sie ordentlich zusammen und hat in vielen Kriegszügen, absonderlich unter Kaiser Maximilian gegen die Schweizer und gegen die Franzosen in Italien unter Kaiser Carl V. Gewaltiges geleistet. Im Jahre **1526** hatte er auf eigene Kosten ein Heer von **12,000** deutschen Landsknechten angeworben, wohl eine große Macht in damaligen Zeiten, mit der was auszurichten war! Aber wie denn Alles in der Welt seinen Umschwung hat und den Landsknechten überhaupt nit recht zu trauen war, (denn es hielt sie ja nicht die Liebe zum Vaterlande, sondern nur der leidige Lohn), sahen sich die Regenten veranlaßt, Heere aus den eigenen Landessöhnen zu bilden, die man anwarb und aus dem Staatshaushalte regelmäßig besoldete, und dieß waren denn eigentlich die ersten Soldaten, die mit Leib und Seele für König und Vaterland kämpften und ihren Fahnen gern getreu blieben bis in den Tod. Mit dem Anwer-

den war's aber doch auch eigentlich eine kuriose Sach'. Kam so ein Werber in ein Dorf, spendirte brav Bier und Wein und nahm nit selten einem Söhnlein, das dem alten Vater die einzige Stütze war, das Wort ab, unter die Soldaten zu gehen, und hatte der das Werbgeld einmal angenommen, war's vorbei, er mußte fort, mir nichts dir nichts. Nun ist's ganz anders. Jeder weiß, daß er wie alle Andern, Hoch und Nieder, die Pflicht hat, dem Vaterlande als Soldat zu dienen, daß er loosen und wenn er sich hineinspielt Soldat werden muß, wär's denn, daß er nicht gesund und kräftig oder daheim dem Anwesen unentbehrlich ist. Wer's Geld hat, der kann sich loskaufen und seinen Mann stellen. Die Einrichtung ist denn wohl die vernünftigste. Im Regiment kann Einer Ordnung und Zucht lernen, was ihm zu Haus nit wenig von Nutzen ist; ist abexercirt, darf er in Urlaub heim, so er nit beim Regiment bleiben will, und wenn er eine Portion Ehrgefühl mitbringt, so mag's ihm auch nicht schaden, weil er eher Etwas auf sich hält und doch lieber ein braver Kerl, als ein Lump heißt. Geht's aber los, so wird er gern Leib und Leben einsetzen und sein Soldatenröckel anzieh'n; denn indem er dem König und dem Lande dient, schützt er ja sein eigen Hab' und Gut gegen Feindesgewalt und so ist's denn ein abgeschmacktes Gethu', wenn oft so ein Batzenlippel aus seinem Geschäft nit gern heraus will. Gottlob aber, daß die Meisten es einsehen, wie nothwendig der Soldatenstand sei. Das haben wir erst vor Kurzem anno 1848 und 1849 ge-

sehen, wo uns die sogenannten Volksbeglücker um all unser Sach gebracht hätten, wär' ihnen durch die Soldaten nicht zur rechten Zeit noch ihre falsche Regiererei abgekühlt worden.

Ein Soldatenliedlein.

Hoch lebe der Soldatenstand!
In unserm lieben Vaterland,
Thut's Noth, sind alle gern dabei
Und stellen sich in eine Reih'!

Hoch leb' die Fahne weiß und blau,
Auf die ein Jeder freudig schau',
Und wo sie laßt der König weh'n
Mit Leib und Leben Alle steh'n.

Der Trommelschläger spielt Eins auf,
Wir schreiten all' in gleichem Lauf.
Juhei, juhei! nur frisch voran,
Wer ein Gewehr noch heben kann!



Tod und **Teufel**, das sind ein paar gute Kameraden: Macht der klapperdürre Knochenmann irgendwo seine Visit, so läßt der Andere nit lang auf sich warten und will gleich bei der Gelegenheit anfragen, ob er kein gutes Geschäft machen und sich seinen Braten holen kann.

Als Adam und Eva an dem verhängnißvollen Apfelbaum, an dem die verbotene Frucht hing, sich eine Weile besonnen haben, ob sie wohl davon essen sollten (denn Gott der Herr hatte ihnen gesagt: so sie davon äßen, würden sie des Todes sterben), redete ihnen die Schlange, so der Teufel gewesen, zu und wollte ihnen weiß machen, daß ihnen die Augen erst aufgehen würden, wenn die Frucht genossen wäre. Nachdem sie nun dem Trug der Schlange gefolgt waren, da wurden sie erst sterbliche

Menschen und seit jener Zeit haben Tod und Teufel gar feste Freundschaft geschlossen. Aber das ist noch das Gute bei der Kameradschaft für uns, daß wir nach dem Ausspruche Gottes und in Folge der Sündhaftigkeit unserer Stammältern allerdings Alle sammt und sonders, König wie Bauer, dem Tod anheimfallen, um in ein neues Leben einzugehen, damit aber noch nicht gesagt ist, daß wir dem Teufel angehören, so wir nit selber gewollt haben. Das hat gute Wege. An unserm Sterbebettlein steht auch unser heiliger Lebensengel, der in ein Büchlein unsere guten Werke und was wir etwa sonst noch Liebes im Sinne hatten mit goldnen Lettern eingeschrieben, wogegen der Satan auch sein schwarzes Register in den höllischen Krallen hält. Nun wird die himmlische Gerechtigkeit den Spruch sprechen; da müssen wir uns freilich gefaßt machen.

Die Alten, die nicht so dumm waren, wie man es uns von Seite gewisser „aufgeklärter“ Herren vormachen möchte, haben darum den Tod des Menschen gar hübsch bildlich dargestellt, wie ihr es selbst in Kirchen oder Kapellen gesehen haben mögt, und zwar wie ein Sterbender auf dem Lotterbettlein seine Seele aushaucht, um die sich Engel und Teufel streiten, wo dann nach bewandten Umständen der Eine oder der Andere den Sieg davon trägt. In einem uralten Buche fand ich einmal eine Geschichte, die ich euch hier erzählen will:

„Ist einmal in einem dunklen Tannenwald der „Teufel, Satanas genannt, gewandelt, um etwan eine

„arme Seel' zu fangen und war aber selber gar un„wirsch, daß er so lang keine gefischt hat.“ (Jetzt ging's nit so rar her, denk' ich mir). „Da ist ihm „der Tod, genannt Mors, auf dem Weg begegnet und „fragt: Wo aus in die Welt? sagt ihm der Teufel: „möcht' eine arme Seel holen, ist aber der Galgen „schon lang wieder leer. Sagt der Tod: da mag ich „dir helfen, denn ich geh' zu Einem, so dir reif ist. Da „macht der Teufel vor Freud' einen höllischen Katzen„sprung und schnalzt mit der feurigen Zunge, daß es „durch die Bäume blitzt. Sie gehen des Wegs zusam„men in eine Stadt, allwo sie vor einem Häuslein still „steh'n; schauen durch's Fenster hinein. Da klappert's „gewaltig, denn sitzt Einer drinnen, so Goldgülden und „andere kostbare Münzen in viel Kisten und Kästen „hin und her zählt, und dabei für sich hinsagt: O du „schönes Gold, o du klingendes Labsal, wie erfreust du „mein Herz! Was kümmert's mich ob derer, die draußen „darben und hungern, gönn' ich mir ja selber kaum „einen Bissen; aber ich nähre mich am Schimmern und „Blinken des edlen Schatzes Tag und Nacht! den soll „mir wohl kein Dieb rauben, denn mein Geschloß und „Riegel sperrt gut und mein Hündlein „Hungermaul“ „wacht. Allwie er nun so mit sich selber red't, und „dabei wieder ein Säcklein Goldmünzen zubindet, fängt „das Hündlein „Hungermaul“ zu bellen an. Durch die „verschlossene Thür tritt der Tod ein und spricht also „zu dem Geizhals: Allnun mußt du deinen Schatz fah„ren lassen und mit mir geh'n. Als aber der Geizhals

„fragen wollt', wer es sei, so ihm so gröblich begegnet, „hatt' ihn selbiger schon beim Röcklein gefaßt und einen „sanften Schlag auf das Haupt geben, worauf er todt „niederfiel auf seine Goldkisten. Da sprang nun der „Teufel gar schnell zum Fenster herein und fuhr mit „ihm ab, was denn zum löblichen Beispiel dienen möge, „wie der Geiz ein abscheulich Laster ist und alle guten „Qualitäten, so ein Mensch haben könnt', verschlingt „oder verdunkelt, so daß der höllische Drach', der allent= „halben auf die Sterblichen fahndet, ohne Weiters und „mit Zulassung des himmlischen Richters seine Beut' „mit sich wegschleppen kann."

Hüte sich denn ein Jeder, daß nicht Tod und Teufel gleich in Compagnie handthiren; und da ist ein gutes Gewissen das beste Schutz= und Trutzmittel, damit wir ruhig einschlafen können, und wenn wir Reu und Leid machen (was doch so beiläufig allabendlich geschehen soll), uns der Barmherzigkeit Gottes getrost anempfehlen dürfen, für den Fall, daß es der letzte Schlaf wäre und wir auf dieser Welt nimmer aufzuwachen hätten. Davor ist ja Keiner sicher und ist Manchem schon gegangen wie jenem argen Wüstling und Schlemmer, der bei einem Sauf= gelage, das er mit seinen Genossen gehalten, auf des Teufels Gesundheit getrunken hat, am andern Morgen aber todt in seinem Bett gefunden worden, wo ihm denn freilich sein Frevel vergangen sein mochte, aber wohl zu spät! nämlich daß Einer in vermessenen Gedanken sich zur Ruhe gelegt und nicht mehr aufgestanden ist, als die Morgensonne durch sein Fenster hinein gewinkt

hat mit ihren freundlichen Strahlen. So aber vielmehr möge uns der Tod kein Schreckbild sein, sondern immer willkommen, wenn es der liebe Gott für gut hält, daß er uns aus diesem irdischen Reiche abrufe, und wenn ihr dann über den Kirchhof geht, wo gar manches Liebe unter einem Hügel liegt, seht ihr ja auf jedem Grabe auch das Kreuz stehen, das Zeichen der Erlösung und Gnade, auch ein Baum, der seine Aeste ausbreitet, uns wieder in ein himmlisch Paradies aufzunehmen, wie es ein Baum gewesen, an welchem Adam und Eva zunächst gestanden waren, als der Versucher sie lockte, in jenem Paradiese, das sie und wir durch sie und mit ihnen verloren.

Der gestrig' Tag, der ist vergangen,
Den heut'gen drum thu' wohl anfangen,
Der morgige ist dir verborgen,
Sollst allzeit für den Todfall sorgen.



Wenn wir in der stillen Stube sitzen, ist es oft nichts was sich regt, als das Tiktak der **Uhr**, und schauen wir bisweilen nach, so ist der Zeiger wieder um ein Stündlein vorgerückt und wir machen uns weiter nicht viel daraus, als daß wir uns sagen: jetzt ist's Essens- oder Schlafenszeit. Derweilen aber geht's auch in uns selbst ähnlich zu; unser Herz schlägt seinen Tiktak und unser Lebenszeiger rückt vor und vor, bis er endlich auf einer Stunde still steht und das Werk, so unser lieber Herrgott aufgezogen hat, abgelaufen ist. Die Räder sind alle gebrochen, die Unruh', wie's die Uhrmacher heißen, ist caput, das Schlagwerk ist auch hin und es ist aus mit uns. Wenn wir dieß bisweilen bedächten, allwo wir auf die Uhr sehen, wär's auch nicht übel. Wir würden oft bedachtsamer mit uns selbst

umgehen und nicht so in den Tag hineinleben, um die kostbare Maschinerie nit vorzeitig abzunutzen und würden in Ueberlegung nehmen, daß unser letztes Stündlein plötzlich da sein kann, eh' wir's uns versehen, und wir leben und sterben hier zu Land nur Einmal, was übrigens längst bekannt ist.

Hörst du Stund' um Stunde schlagen,
Siehst du auf das Zifferblatt,
Magst du dir wohl selber sagen:
Einmal wird das Uhrwerk matt.

Sollst dich aber dabei fragen:
Welche von den Stunden mein
Wird die letzte einmal schlagen,
Wann das Herz gebrochen sein?

Wenn du dieß bedenkst zuweilen,
Wirst du darnach richten dich,
Daß die Lebensräder eilen,
Schien's auch, daß die Zeit nur schlich.

Jedes Stündlein ist gemessen,
Jedes Stündlein nur geschenkt,
Darum handle nie vermessen,
Denk' an Den, der's Uhrwerk lenkt.

Denn du weißt nicht, wann sein Wille
Hemmet deiner Räder Lauf,
Heißt den Zeiger stehen stille,
Wann der Pendelschlag hört auf!

Die Uhren sollen eine uralte Erfindung sein und haben schon die Mönche frühester Zeit dergleichen in den Klöstern fabricirt; freilich mag's anfänglich ein ziemlich mangelhaft Machwerk gewesen sein, wie denn alle menschliche Schöpfung erst allmählig die Vollkommenheit erreicht hat, die wir in unseren Zeiten an so Vielem bewundern. Denkt nur an die Schießgewehre, die anfänglich mit Lunten abgebrannt wurden, dann erst Radschlösser bekamen und Steinfeuer, und endlich jetzt wie's höllische Feuer bei allem Wetter mit den Kapseln abgeblitzt werden. Der Verlauf hat weit über dreihundert Jahre gedauert. Mit dem Uhrwerk mag's noch weiter her sein und hat man jetzt Uhren, welche vornehme Damen zu tragen pflegen, die nicht größer sind, als ein Sechser und gehen doch auf die Minute mit ihrer Spinnwebmaschinerie. Schon Kaiser Carl der Große soll im Jahre 807 (also vor mehr als tausend Jahren) von dem Regenten Persiens eine Uhr zum Präsent bekommen haben, woran Glocken geläutet und allerhand Reiter und andere Männlein sich nach Ablauf der Stunden producirt haben. Diese Uhr soll durch Wasser getrieben worden sein. Eine Vervollkommnung der Uhren schreibt man dem Papst Sylvester II. zu, welcher im Jahre 1003 starb. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hie und da in Klöstern schon Uhren mit Radwerk und Glockenschlag, im vierzehnten Jahrhundert aber hat Heinrich de Wyck, ein Deutscher, für König Carl V. von Frankreich eine große Thurmuhr fabricirt. So ging's denn immer künstlicher und feiner her, bis man

endlich im siebzehnten Jahrhundert auf die Sackuhren kam, die zuerst in Eierform zu Nürnberg gemacht wurden, weßhalb man sie auch „Nürnberger Eier" nannte. Kurz — an den Uhren sehen wir wieder, welcher Geschicklichkeit Geist und Hände des Menschen fähig sind, wobei wir aber doch vor Allem des Ur- und Erzuhrmachers, so da ist unser lieber Herrgott, dankbarst gedenken sollen, daß er den Menschen also begabt hat. Zu höchster Bewunderung muß uns aber die Betrachtung des ganzen Weltbaues hinreißen, selbwelcher also regelmäßig von Anbeginn seinen Gang geht, und stößt kein Stern an den andern an (während doch die Menschen nicht selten mit den Köpfen aneinander rennen), geht Alles seinen gewiesenen Weg, und wechseln die Jahreszeiten regelmäßig ab, blühen Blumen und Bäume zur rechten Zeit und regnet und schneit am rechten Ort und scheint die Sonne wieder — kurz, das ist freilich ein Uhrwerk sonder Gleichen! Und doch hat es sogenannte „Gelehrte" (waren freilich geleerte, d. h. leere Köpfe) gegeben (und gibt leider deren noch), die herausstudiren und auch Anderen weiß machen wollten, das große unendlich wunderbare Uhrwerk: die Welt, sei nur aus sich und durch sich selbst entstanden und habe keinen Schöpfer! — Diese Narrheit ist der sogenannte „Atheismus," d. h., diese unseligen „Studirten" haben an keinen Gott geglaubt, sondern nur an ihre einfältige Nasenweisheit und das führt uns denn darauf, daß der Mensch eben mit den göttlichen Geschenken, die er hat, in allen Fähigkeiten Etwas zu erfinden oder auszustudiren, doch

in seinem Hochmuthe weitab seitwärts kommen kann, und daß es gewisse Grenzen des Wissens gibt, die uns Gott selbst gesetzt hat, über die kein menschlicher Geist hinaus kann, so lang er auf Erden lebt. Aber eben deßhalb hat uns der Schöpfer die christliche Offenbarung geschickt, damit wir in der Demuth bleiben und weiter dringen zu wollen uns nicht vermessen, als uns von Haus aus zugehört. Also: Uhrmacher bleib' bei deinen Uhren und laß' dir nit etwa einfallen, höher hinaus und hinein zu pfuschen, und Schuster bleib' bei deinem Leisten; den lieben Englein und Heiligen kannst du doch keine Stiefel anmessen, und die Herren „Gstudirten" und „Gelehrten" sollen auch bedenken, daß der liebe Herrgott sich denn doch Einiges vorbehalten hat von seiner Kunst und Wissenschaft und sie wohl forschen mögen (denn die rechte Kenntniß kann ja nur nützlich sein, wie die wahre Bildung), aber sie sollen es in Demuth vor Dem thun, der sie selbst erschaffen hat und dem sie all' ihre Weisheit zu danken haben; hat ja doch noch Keiner von ihnen ein Körnlein fabriciren können aus dem ein Halm wächst!!



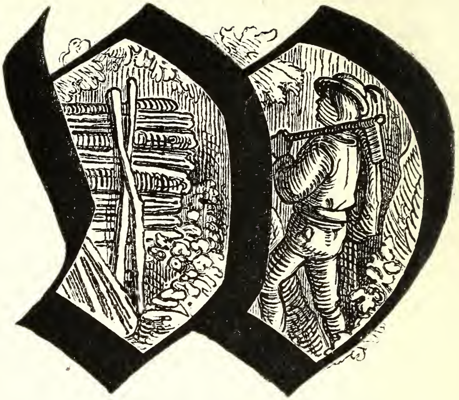
Das **Vaterunser** ist wohl das herrlichste Gebet, mit welchem wir uns an den lieben Gott wenden können, denn es enthält alle Bitten, die ein Mensch zu seinem leiblichen wie geistigen Besten anheben mag und ist uns überdieß von unserm Heilande und Erlöser selbst gelehrt worden. Wie viele Vaterunser die Bauern des Jahres beten, das ist wohl kaum zu zählen, bedenken wir das Morgen-, Mittag- und Abendgebet, dann alle Hochämter und heiligen Messen, wie noch sonstige Gelegenheiten in der Kirche und außerhalb derselben. Dieß wäre nun allerdings sehr lobenswerth; denn das Vielbeten, wenn dabei die nothwendige Arbeit nicht versäumt wird, hat gewiß noch Niemanden geschadet; ist ja doch jedes wahrhaftige, aufrichtige Gebet ein Gespräch mit Gott und wird dadurch unser Inneres immer mehr

zu Ihm gezogen und mit Ihm vereinigt und wird dem guten Christen nach einem herzlichen Gebete in Freud und Leid immer ganz leicht und froh im Herzen. Dieß kann ein Jeder an sich selbst beobachten. Nun hat's aber mit dem Vaterunserbeten seine eigene Bewandtniß: der Mund plappert's oft herunter und das Herz ist nicht dabei, worüber uns schon die erste Bitte den deutlichsten Nachweis liefert; denn wenn ich des Jahres über viel hundert Mal zu unserm lieben Herrgott sage: „Vater unser, der du im Himmel bist, geheiliget werde dein Name" — wenn ich aber zugleich viel hundert Mal des Jahres diesen Worten gerad' entgegen handle, nämlich im Fluchen und Schimpfen den Namen Gottes entheilige und entweihe, so mag es mit der „Vaterunserandacht" nit weit her sein. Und so geht's denn auch mit mancher anderen Bitte, welche das heilige Vaterunser enthält. Sagen wir oft „dein Wille geschehe" und leben im Unmuth über das kleinste Ungemach, das wir zu erleiden haben, — so geben wir dadurch wieder kund, daß unser Gebet nur in leeren Worten besteht. Und um das „vergib uns, wie auch wir Andern vergeben," steht es gewaltig schlecht, wenn Haß, Mißgunst, Neid und Zorn uns erfüllen und bei erster Gelegenheit dem Nebenmenschen der Maßkrug an den Kopf geworfen wird! — Tritt man in eine Kirche, wo gerade die ganze Gemeinde den Rosenkranz betet (leider oft nur plappert!), so sollte man meinen, daß Etwas im Herzen hängen geblieben wäre von den vielen Vaterunsern, wenn die andächtigen Beter heim-

gehen. Tritt man aber gleich darauf in einen Bauern=
hof, so bemerkt man vielmehr, daß das Vaterunser in
der Kirche geblieben ist und es der Meßner etwa gar
beim Thürschluß drin eingesperrt hat; denn von der
christlichen Anwendung will sich heraussen nicht viel
verspüren lassen. Was auch der liebe gekreuzigte Hei=
land, der in jeder Bauernstube hängt, Alles anhören
und ansehen muß, könnte ihn wohl veranlassen, vom
Kreuze herab zu steigen und zur Thüre hinaus zu wan=
deln, wenn er nicht von Holz wäre. Der hölzerne
hört und sieht freilich nichts, aber der lebendige, all=
wissende Gott sieht allenthalben in eure Herzen hinein,
durch und durch, und hört allenthalben, was aus dem
Munde herausfährt, der tagtäglich zum mindesten ein
halb Dutzend Vaterunser spricht! Bei dieser Gelegen=
heit verweisen wir auf den Buchstaben **C**, wo wir so
beiläufig das Christenthum einer Gemeinde geschildert
haben und dabei andeuten wollten, daß nur der leben=
dige Glaube das wahre Christenthum ist; wie denn
hier gesagt werden möchte, daß auch nur das Gebet ein
wahrhaftes und lebendig wirkendes ist, wenn der In=
halt desselben nicht bloß über die Lippen geht, sondern
im Herzen festgehalten wird, weil es mit dem „Herr,
Herr!" rufen allein nicht abgethan ist, wie geschrieben
steht. Wäre aber der, zu welchem wir beten, nicht
anderen Sinnes, als wir, die betenden, und wäre Er
nicht der Allbarmherzige, der mit der menschlichen
Schwäche Mitleid hat, so müßte Er oft in dem Kir=
chenthurme den Blitz einschlagen lassen, um den Vater=

unserbetern anzudeuten, daß es mit dem Geplapper allein nicht gethan ist!

War euch dieses Capitel gar zu deutlich, so braucht ihr nicht weiter zu lesen; übrigens ist es ohnedieß damit zu Ende!



Was euch der **Wald** Nutzen bringt, das wißt Ihr. Mancher von den Bauern scheint es aber doch nicht zu beachten; denn es gibt leider der Bauernhöfe nicht wenige, die nichts als abgetriebene Holzungen haben, besonders jetzt, da seit den gepriesenen Freiheitsjahren **1848** und **1849** die gutsherrliche Oberaufsicht aufgehört hat und Jeder schaltet und waltet wie's ihm gerad' belieben mag, insonderheit, weil die Landgerichte nicht in jedem Bauernholze drauf zu schau'n Zeit und Möglichkeit haben, wie's mit der Wirthschaft steht. Was bringt der Wald? Er bietet euch **1**) Brennholz für's Haus Jahr aus Jahr ein, **2**) Bauholz, **3**) kleineres Nutzholz für Haus- und Ackergeräth, für Zaun und Einfang, **4**) Streu an Laub- und Nadelholz, wenn's und wo's Stroh nicht ausreicht oder wegen geringen Getreide-

ausbaues und Futtermangels gar nicht hergenommen werden kann, 5) Lohrinde und Harz zum Gewerbsbetriebe und 6) was forstmäßig schlagbares Holz ist, allerdings zum Verkaufe. Ihr sollt aber vom Walde nicht mehr fordern, als er naturgemäß zu leisten im Stande ist, d. h., ihr sollt nur schlagbares Holz hauen und dieß dermassen schlagweise in Angriff nehmen, wie es recht ist, und zwar daß 1) Beschädigungen durch Sturmwinde vermieden werden, überhaupt schädliche Witterungseinflüsse, als rauhe, trockene Winde und Fröste abgehalten werden, 2) daß die natürliche Besamung wohl erfolgen und 3) möglichst die Abfuhr des gehauenen Holzes ohne Nachtheil der Waldjugend geschehen kann. In welcher Weise dafür zu sorgen sei, das weiß ein gescheiter Bauer immer selbst und der wird auch das rechtzeitige Durchforsten verstehen, und weiß er's nicht, so wird ihm ein gelernter Förster aus der Nachbarschaft gewiß gern zur Hand geh'n. Warum konnten's eure Vorfahren, von denen ihr schöne Waldungen ererbt habt und warum solltet ihr's nicht mehr können? — Weil überhaupt gar manche gute Sitte, gar manch' guter Brauch aus der Bauernwirthschaft verschwunden ist und weil der Wind nicht nur durch eure abgeholzten Waldgründe, sondern gar häufig durch Haus und Hof weht und euch sammt Weib und Kindern selbst endlich wegblast, daß ihr als arme Leute der Gemeinde zur Last fallt. Was ein Bauerngut werth ist, wenn kein Wald dabei ist, oder das, was einst Wald war nun weder Holz noch Feld ist, dieß bedarf wohl keiner

Erläuterung. Auch eine sogenannte Cultur, die gar Alles zu nutzbringenden Feld- und Wiesengründen machen will, ist eine Narretei; oft auch nur eine leere Ausrede, damit das Holz abgeschwendet werden könne, der Bauer Einmal wohl ein hübsch Stück Geld für verkauftes Holz einnehme und in den folgenden Jahren, ja für mehr als Ein Menschenalter, dann so viel wie Nichts hat, alles Holz kaufen muß und endlich dazu kein Geld hat. Zwischen Wald- und Feldboden muß aber ein gewisses Gleichgewicht sein und so hat es auch der Schöpfer von Alters her bestimmt und angeordnet für die von Menschen bewohnten Erdstriche. Nun sind das lauter längst und wohlbekannte Sachen, werdet ihr denken; aber man kann's euch nicht genug und nicht oft genug wieder vorhalten. Wie Mancher denkt doch: ich schlag' mein Holz zusammen; wer nach mir kommt, kann's halten wie er will. Das ist leicht gesagt und leicht gethan, aber die Bäume wachsen nicht so aus dem Boden heraus, wie die Schwämmerlinge, die, wenn's regnet, über Nacht dasteh'n. Wäre freilich bequemer; ob's aber besser wäre, daran zweifle ich; denn Alles will Zeit und Weil haben auf der Welt; wär' endlich auch nit übel, wenn uns die gebratenen Tauben in's Maul flögen. Kurz, wie's denn sein soll, 's dürfte wohl der Bauer vor seinem Walde einen heiligen Respekt haben und so oft er, wenn er des Abends dieweilen vor Zwielicht in sein Holz geht, ein bißl nachzuschauen, jedesmal sein Hütlein abziehen und dem lieben Herrgott ein eigen Dankgebet weihen, daß er im Schatten schöner Buchen oder Tan-

nen noch wandeln kann! Denkt euch nur: wenn jeder Waldbesitzer so leichtsinnig und gewissenlos wäre, alles Holz, alt und jung, zu schlagen! Da säh's wohl hübsch aus auf dem Lande! recht luftig und windig! und könnte der Sturm so recht mächtig über eure Samenfelder hinwehen, und das liebe Vieh könnte in den Ställen auf blankem Boden liegen, und mit dem Düngerhaufen säh's auch gut aus und in den Stubenöfen und auf dem Heerde ging's hübsch kühl her! Und nun ein

Bauernlied dem Wald zu Ehren.

Du lieber Wald, du grünes Laub,
Laß dich in Ehren halten!
Werd' nit der wilden Axt zum Raub,
Die soll darin nicht walten.

Gott ließ ja wachsen Baum an Baum
Zu unserm Nutz und Frommen;
Wie schön geht sich's im grünen Raum;
Der bleib' uns unbenommen!

Die Vöglein singen fröhlich auch
Im Walde, Gott zu Ehren,
Als wollten sie den guten Brauch
Den Menschen selber lehren.

Es weht der Wind manch' dürres Blatt
Im Herbst von Zweig und Aesten;
Wir fassen's auf, als Liegerstatt
Kömmt's unserm Vieh zum Besten.

Gar schnell ist so ein Baum gefällt,
Wenn Säg' und Beil sich rühren;
Wie aber ist der Wald bestellt,
Und wird's zum Guten führen?

Bedenkt es, eh ihr geht daran;
Denn ist ein Stamm gefallen,
So hebt ihn nimmer auf ein Mann,
Wär' er der Stärkst' von Allen.

Ein Bauer, der den Wald nicht hegt,
Ueb'rall die Axt läßt schalten,
Bei dem wird bald die „Noth" gepflegt —
An der ist nichts zu halten.

Denn bei dem Walde fängt sie an,
Um mit dem Haus zu enden;
Zuerst das Holz, dann Alles d'ran,
Der Werth fliegt aus den Händen.

'S rollt über'n Tisch das blanke Geld,
Das ist gar bald verschwunden;
Der Wind weht über's leere Feld,
Der Wald ist ausgeschunden.

Sie ziehen ab vom Vaterhaus,
Der Hof steht nun verlassen,
Das Elend schaut zum Fenster 'raus,
Dieweil sie gehn die Straßen.

Wohin, wohin — sie wissen's kaum —
Gar etwa nach Amerika?
Wohl in der ganzen Welt ist Raum,
Am besten war's zu Hause da.

Zu Haus' auf diesem lieben Fleck,
Den unsre Eltern pflügten,
Zu Hause dort im Stubeneck,
Wo sie uns Kinder wiegten!

D'rum lieber Wald, du grünes Laub,
Laß' dich in Ehren halten!
Der Habgier werde nie zum Raub,
Die soll darin nit walten!



Mit den **X** und **Y** ist's eine schlimme Sache, dieweil in unserer Muttersprache diese Buchstaben nicht zu Hause und eigentlich griechischen Ursprunges sind. Nun könnte wohl bei dieser Gelegenheit vom alten persischen Könige Xerxes gesprochen werden oder von des heidnischen Gelehrten und Weltweisen Sokrates böser Frau der Xanthippe oder vom chinesischen Flusse Yang-tse-kiang, auch der „blaue Fluß" genannt, auch von der altedlen Familie der York's, Herzoge in England, wie von dem griechischen Geschlechte der Ypsilanti u. a. m.; wir wollen aber nicht so weit ausgreifen und mehr in der Heimath bleiben; könnt' euch höchstens vom heiligen Xaverius erzählen, von dem ihr aber bereits hinlänglich aus der Legende wißt, daß er der Apostel der Indier heißt, der Sohn eines navarrischen Edelmannes, an den Py-

renäen geboren war, mit Ignatius Lojola in Paris studirte, in dessen Orden eintrat, im Jahre **1540** als Missionär nach Brasilien, **1541** nach Indien ging, endlich, nachdem er zur Verbreitung des Christenthumes Unendliches geleistet hatte, von den Wilden erschlagen und i. J. **1622** unter Papst Benedict XIV. heilig gesprochen wurde. Mögt also beim Buchstaben **X** immer des großen Heiligen gedenken und euch ein Beispiel daran nehmen, was die Liebe zu Christus dem Herrn und zu seiner heiligen Lehre einem Menschen für Macht und Kraft gewähre, Alles zum Opfer zu bringen nur um der ewigen Wahrheit willen. Zum Gegensatze können wir uns dann selber in den Spiegel schauen und aus Scham erröthen, daß wir oft in dem Kleinsten verzagen und in den unbedeutendsten Gelegenheiten eine gewaltige Erbärmlichkeit zeigen, wird unserer Pflicht gemäß irgend ein Opfer gefordert. Da ist ja meistens das liebe „Ich" oben an und wir haben eine ganz eigene Kunst, uns selbst, wie man zu sagen pflegt, ein X für ein U zu machen, d. h. uns selbst zu täuschen. Außerdem ist an allen Orten und in allen Ständen kein Mangel an sogenannten „X für ein U-Machern," die eigentlich, auf gut deutsch gesagt, Betrüger sind und zwar die feinsten.

Erinnert euch nur, wie bei verschiedenen Handelsgeschäften oder Verträgen gerne ein X für ein U gemacht wird; seid also vorsichtig und laßt euch nicht übertölpeln; fangt's oft einer gar subtil an, um euch dran zu kriegen. Wollen nur einige von den saubern Helden

bezeichnen: „X für ein U-Macher" sind Alle, die euch um euern alten guten Glauben in Religionssachen bringen möchten; auch alle die sogenannten Freiheitsmänner und Volksbeglücker, die z. B. in den Jahren 1848 und 1849, allen ehrenwerthen Bauern goldene Berge verhießen und von der Freiheit faselten, die eigentlich ein jeder Mensch (oder wie sie's nannten: Weltbürger) von Haus aus habe, nämlich: zu thun, was ihm einfällt, sich keinem Gesetze zu fügen und die derlei allerliebste Grundsätze verbreiten wollten. Ist aber den Herren, wie den Bauern, solche X für ein U-Macherei oft gar schlecht bekommen. X für ein U-Macher sind auch alle diejenigen — Juden oder Christenjuden — die euch anrathen eure schönen Bauerngüter, die ihr von den Vätern geerbt habt, zu zertrümmern oder ein schönes Anwesen zu verkaufen, um mit Sack und Pack, Weib und Kind in das neue Weltparadies Amerika auszuwandern, wo das Geld wie die Steine auf der Gasse zu finden sein soll.

Kurz, der X für ein U-Macher gibt es genug und ist der Meister und Stuhlherr dieser edlen Profession der alte Erzlügner, der schon Adam und Eva, den ersten Menschen, als Schlange am verbotenen Apfelbaume ein X für ein U zu machen vortrefflich verstanden hat; denn sie sind in das Netz gegangen und haben uns Allen die harte Arbeit hinterlassen, die Knoten des Gestrickes aufzubeißen, was uns aber auch nimmer gelingen könnte, hätte nicht unser lieber Herrgott ein Er-

barmen gehabt und seinen einzigen Sohn als Erlöser gesandt!

Laßt euch also in keiner Beziehung ein X für ein U machen; täuscht und belügt euch auch selber nicht und geht immer den redlichen, geraden Weg, dann mögt ihr Solches auch von Anderen verlangen!



Die **Zeit** ist der Kalender des lieben Herrgotts, in welchen er seit Erschaffung der Welt in großen Schriftzügen die Geschichte seiner Schöpfung einschreibt! Die Zeit ist ein Theil der Ewigkeit, die kein Mensch fassen kann; nur der Gedanke der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — d. h. die vergängliche Zeit — ist uns begreiflich, weßhalb wir eine Zeitrechnung haben; die Ewigkeit aber ist über alle Rechnung hinaus. Die älteste Bemessung der Zeit ist die Beobachtung des Aufganges und Niederganges der Sonne; dieß ist ja die gewaltige Uhr, die seit Anbeginn ihren geregelten, unwandelbaren Gang geht und für Millionen und Millionen aufgezogen ist, auf daß sie wissen: jetzt beginnt der Tag und jetzt endet er. Ungefähr 400 Jahre vor Christus gab es eine Art Kalender: die Astronomen schrie-

ben nämlich auf Tafeln die Zahl der Tage ein und Beobachtungen der Witterung; erst Julius Cäsar, Roms mächtiger Dictator, ließ genauere Berechnungen und Eintheilungen im Jahre anstellen und ordnete im Jahre 45 vor christlicher Zeitrechnung im ganzen römischen Reiche einen Kalender an, welcher deßhalb der Julianische heißt. Bis dahin wurde bei den Römern immer der erste Monatstag, der Calendae hieß (daher auch der Name „Kalender“ kömmt) durch einen Priester ausgerufen. Da aber diese Eintheilung der Zeit sich als nicht ganz richtig bewährte und die Abweichung im Jahreslauf 13 Tage betrug, ließ Papst Gregor XIII. dieß berichtigen und durch ihn wurde anno 1582 der christliche gregorianische Kalender eingeführt, mit dem Schaltjahre, wobei ein Theil der Festtage fest bestimmt ward. Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, da sie noch Heiden waren, theilten ihr Jahr in Frühling, Sommer und Winter, welche sie durch große religiöse Feste feierten und die Bezeichnung so mancher unserer Wochentage stammt noch daher, wie z. B. Donnerstag, von dem germanischen Gotte Donar; Freitag, von der Göttin Freia u. a. m. Die Zeit ist etwas gar Heiliges und Erhabenes: denn die That, die in Einer Minute geschehen mag, hat oft Folgen nach sich, welche Jahrhunderte dauern! Bedenk' also wohl, was du oft in einer Minute vollbringst; denn das Sprichwort „jeder Augenblick ist kostbar“ hat seinen guten Grund. Ein Augenblick kann dir die Hölle erwerben oder den Himmel! Die Zeit ist aber auch wunderbar; denn es

ist ja ein Wunder Gottes, wie in ihr Alles zusammengefügt ist, wie Eines in das Andere geht, wie Eines aus dem Andern folgt, wie sich tausend und tausend Jahre gestaltet haben in der Zeit — Alles aber in geordneter Reihenfolge und wären wir nicht kurzsichtige Wesen, so würden wir Nichts einen „Zufall" nennen, (wie es oft geschieht), denn Alles hängt zusammen in der Zeit und im Raume! Daher haltet die Zeit heilig und werft auch nicht ein Stündlein als unnütz weg, ihr könntet euch einst darüber verantworten müssen! Es gibt aber eine Zeit der Arbeit und eine Zeit für's Ausruhen, aber nie eine für's Faullenzen. Heißt es ja in der Bibel vorbildlich für den geschaffenen Menschen selbst: „und also vollendete Gott am siebenten Tage (der Schöpfung) seine Werke, die er machte. Und ruhete am siebenten Tage." Das war freilich eine Art Ruhe nicht nach unseren irdischen Begriffen. Es war die im Geiste und der befriedigende Ueberblick über das große Werk der Schöpfung. Benützt also auch die Zeit der Ruhe, nachdem ihr eure Zeit wohl gebraucht habt. Gar Viele ruhen gar so gern im Wirthshaus aus, wo wenigstens eine Wanduhr hängt, auf der sich die Zeiteintheilung nach Lusten und Durstigkeit des Ausruhenden eintheilt, bis endlich der Nachtwächter ruft: 's ist Zeit zum Heimgeh'n; oder gar der Hahn mit seinem Morgengruß an die verplempelte Zeit erinnern muß. Einmal aber kommt ein schlimmer Gast und klopft an die Stubenthür, winkt mit dem klapperdürren Finger und ruft: „Komm' mit, 's ist Zeit!"

Solche Zeitmahnung kömmt freilich Manchem zu früh oder gar unerwartet, daß es nämlich mit seiner Lebenszeit aus sein soll; aber es hilft dann nichts mehr, die Zeit verwandelt sich in die Ewigkeit und das zeitlich Versäumte läßt sich nicht mehr nachholen oder einbringen. Dergleichen — nämlich daß die Zeit ein Heiligthum ist — solltet ihr euren Kindern frühzeitig beibringen. Verlorne Zeit führt zum Müßiggang, und daß dieser der Erzfeind des Guten und intimste Kamerad des Höllischen ist, das wissen wir zur Genüge und können die Anwendung davon alle Tage sehen. Die Engländer haben ein Sprichwort, welches sagt: „Zeit ist Geld." Nicht übel, wenn Alles auf's Geld hinaus gehen soll! Wir aber möchten sagen: „Zeit ist Gold" — ja unvergängliches, ewiges Gold für alle die, welche sie im christlichen Sinne des Wortes wohl anwenden: Gold, leuchtend und blinkend von himmlischem Glanze; Gold, das beim letzten Gerichte in die Wagschale gelegt wird; Gold, das dem Teufel gewaltig die Augen blendet, wenn er sich an eine arme Seele machen will mit seinen höllischen Krallen; Gold, wie es kein anderes auf der Welt gibt! In diesem Sinne ist Zeit — Geld, nämlich eine Münze der Ewigkeit, womit sich ein Jeder kaufen kann, was er will zur geistlichen Reisezehrung in's Jenseits. —

Und so ist denn dieß Büchlein mit dem Buchstaben **Z** geschlossen, womit auch das **A B C** zu Ende geht. Laßt euch die Zeit nit gereuen, es gelesen zu haben!

Was ist die Zeit?
Sie ist ein Theil der Ewigkeit.
Gebraucht sie gut
Mit frohem Muth
Dem lieben Gott zu Ehren!

Was ist die Zeit?
Ein Becher, für den Trunk bereit,
D'raus Süß und Sau'r,
Trinkt Herr wie Bau'r,
Ihn auf den Grund zu leeren.

Was ist die Zeit?
Sie ist so Leid wie Freudigkeit!
Doch Nichts besteht
Und Alles geht —
Das möget ihr beachten!

Was ist die Zeit?
Des lieben Herrgotts Ehrenkleid,
Gewoben fein
Aus Himmelsschein,
Ein Wunder zu betrachten.

Was ist die Zeit?
Ein Bild von der Vergänglichkeit.
Drum sammelt Schätze solcher Art,
Die ihr der Ewigkeit bewahrt,
Von And'ren müßt ihr scheiden.

Was ist die Zeit?
Sie ist des Menschen Seligkeit,
Wenn er sich für die Ewigkeit
Auch jede Stunde heilig weiht
In Freuden und in Leiden!

München, 1856.
Druck von Carl Robert Schurich.